Der Trabant.

Roman

von

C. F. Ridderstad,

Verf. von „das Gewissen od. die Geheimnisse v. Stockholm“.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Heinrich Helms.

Sechster Theil.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1851.

Der Trabant.

Sechster Theil.

Erstes Kapitel.

Die Katakomben.

Man führte die ohnmächtige Louise auf dem Pausilippwege nach Neapel. Der Räuber, so eben ein geschickter, kühner Seemann, jetzt ein schneller ausgezeichneter Reiter, umschlang sie mit dem einen Arme, den er auf den Sattelknopf stützte, während er mit dem andern sein wildes schnaubendes Roß zügelte. Wer war er? — Wo führte man sie hin?

Ihre Entführung machte ein unerhörtes Aufsehen. Der Hof unterließ nichts, dem Kühnen auf die Spur zu kommen, der so offen seine Macht zu verhöhnen gewagt hatte. Man versprach Demjenigen große Summen, der ihren Aufenthalt entdecken und den Thäter bezeichnen würde. Die Polizei hatte noch nie eine solche Energie entwickelt wie jetzt, aber Alles vergebens, Fräulein Louise Posse blieb verschwunden.

Die Trauer der Prinzessin Sophie Albertine grenzte fast an Verzweiflung. Sie hatte die schöne Louise wie ihre jüngere Schwester geliebt und Louise hatte diese Liebe verdient.

Die Prinzessin wollte Neapel nicht eher verlassen, als bis sie Louisens Schicksal erfahren haben würde. Selbst unermüdlich in ihren Bestrebungen, sie zu entdecken, war ihre Umgebung es nicht weniger. Armfelt als schwedischer Gesandter unterließ gleichfalls Nichts. Da jedoch alle Nachforschungen vergebens waren, begann man zu glauben, sie möchte doch nicht mehr in Neapel sein, und mit Schmerz gab die Prinzessin endlich die Hoffnung auf, sie wiederzufinden. Als die Prinzessin Neapel verließ, ging sie nach Quedlinburg, wo sie mehrere Monate in Sehnsucht nach ihrer verlorenen Freundin verweilte.

Nur Willjams stellte nie seine Nachforschungen ein. Seine Liebe war eine Triebfeder, die ihm keine Ruhe gönnte. Auch Adlerstjerna blieb zu demselben Zwecke in Neapel.

Wir eilen ihren Nachforschungen voraus.

Als Louise aus ihrer Ohnmacht erwachte, befand sie sich allein in einem kleinen Zimmer, das durch seine weißgetünchten Wände einen fast unheimlichen Eindruck machte. Auf einem Tische in der Nähe der Thür brannte eine Lampe. Allmählig erinnerte sie sich, was geschehen sei, und als sie sich erheben wollte, vermochte sie es kaum, so ermüdet war sie von dem gewaltsamen Ritt. Mit Schau-

der betrachtete sie die Gegenstände um sich her, und das Bett, worauf sie lag, war fast das einzige Möbel des Zimmers. Nur eine Luke in der Wand, und zwar mit dicken Eisenstäben versehen, erlaubte das Eindringen des Lichtes. Es war still wie im Grabe. Sie hörte nur ihren eigenen Athemzug.

Endlich, ungefähr nach Verlauf einer Stunde, ging die Thür auf, und eine Person mit einer brennenden Laterne in der Hand trat ein. Als sie den tief in die Stirn gedrückten Hut abnahm, erkannte Louise denselben Mann, der sie einmal früher am Grabe Virgils entführen wollte, aber damals durch Armfelts Dazwischentreten daran verhindert wurde.

Es war Zamparelli.

Leise näherte er sich Louisens Lager. Sie schloß die Augenlider, um ihn nicht anzublicken.

„Sie ist nicht ohnmächtig," murmelte Zamparelli und hob die Laterne in die Höhe, um sie betrachten zu können. „Bei den Augen des St. Januarius, wie schön ist sie! ... so war auch sie ... meine Marie ..."

Er schwieg hier plötzlich und wandte sich gegen die Thür. Es kam Jemand.

„Er ist es. Gut, daß er nicht zögerte."

Zamparelli öffnete die Thür und Louise sah einen Mönch eintreten.

„Gehen Sie leise, Pater! ... kennen Sie mich wieder?"

„Zamparelli ... nicht wahr?“

„Ich bin der Calabreser, dem Sie einst bei einer wichtigen Gelegenheit ein Versprechen beim Kreuze des Erlösers schwuren.“

„Das ist wahr. Was wünschest Du?“

„Schwören Sie mir bei demselben Kreuze, zu verschweigen, was Sie jetzt erblicken werden.“

Der Mönch legte die Finger auf das Kreuz an seiner Gurgel und schwur Verschwiegenheit.

„So kommen Sie.“

An Louisens Lager geführt, fuhr er vor Ueberraschung beim Anblicke des schönen Mädchens zusammen.

„Sie ist krank,“ sprach Zamparelli, „pflege sie.“

Der Mönch untersuchte ihren Puls und badete ihre Schläfe mit Tropfen, die er bei sich führte. Der Puls schlug unregelmäßig, aber die Hand war warm und es schien, als sei keine Gefahr zu befürchten.

„Verschaffe mir Wasser,“ befahl der Mönch.

Zamparelli gehorchte und entfernte sich.

„Heilige Mutter Gottes!“ sprach der Mönch und beugte sich über das blasse Mädchen nieder; „hier ist wieder ein Lamm in die Klauen des Raubthiers gefallen.“

Louise athmete ruhiger, als sie die freundliche Stimme hörte.

„Sie athmet wieder auf ... sie schlägt ihre Augen empor.“

„Retten Sie mich!“ flüsterte Louise, als sie beim

Lampenscheine das schöne edle Antlitz eines Greises erblickte, ein Antlitz, das so viel Liebe und Tugend ausdrückte, daß es nicht allein Vertrauen, sondern auch Ehrfurcht einflößte. „Retten Sie mich!“

„Bete und vertraue, mein Kind!“

Als Zamparelli wiederkehrte und Louise schon aus ihrem besinnungslosen Zustande erwacht fand, zeigte er eine unverkennbare Freude. Nachdem der Mönch ihr nach Umständen einige Medikamente verordnet hatte, entfernte er sich wieder.

Das beste Heilmittel, das er ihr gegeben, war sein Trostspruch, zu beten und zu vertrauen.

Die Einförmigkeit eines Gefängnisses liefert keinen Stoff zu romantischen Schilderungen.

Die vier nackten Wände begrenzten dürftiger Weise ihre ganze Welt? — ach nein! sagen wir lieber ihr Grab, in welches man sie lebendig eingemauert hatte. Aber über diesem Grabe erhob sich ein Monument, aufgerichtet von ihren Erinnerungen und Hoffnungen, ihren Phantasieen und Träumen, ihrem immer lebendigen und schöpferischen Schönheitssinne. Dies Monument veränderte sich fortwährend. Es wechselte in dem ganzen Reichthum einer schönen Natur und wurde von dem klarsten Glanze des Himmels bestrahlt. Aber oft sank es mit allen seinen luftigen Glanzpunkten in ihre Seele hinab, und sie befand sich wieder nur in dem nackten Gefängniß gleichsam in ihrem eigenen Saale. Aber selbst in diesem Dunkel be-

saß sie doch eine Sonnenuhr, die sie von dem Verlauf der Zeit benachrichtigte. Es war die kleine Fensterluke, durch deren Gitter das Tageslicht matt hineindämmerte.

Es verstrichen einige Tage ohne die geringste Veränderung ihrer Lage. Ihre Mattigkeit war bald verschwunden. Zweimal täglich besuchte sie Zamparelli und brachte ihr Nahrungsmittel, die untadelhaft waren.

Sie strebte dahin, ein Gespräch mit ihm zu eröffnen, aber er beobachtete ein hartnäckiges Schweigen wenigstens über das, was sie vor Allem zu erfahren wünschte, nämlich wer sie entführt und weshalb man sie eingesperrt hatte.

Ihr Verdacht war auf Adlerstjerna gefallen und zwar trotzdem, daß sie wohl bemerkt hatte, mit welcher Kühnheit er sie im Augenblicke der Entführung zu retten versucht hatte.

In dem Augenblicke, als Zamparelli's Boot bei der Küste anlegte und er sich mit seinen Leuten und mit ihr in's Meer warf, hatte sie Willjams gesehen.

Sie hatten einander zugerufen.

Der kleinste Blick ist der Liebe ein ganzes Alphabet, durch welches das eine Herz dem andern seine Gefühle telegraphirt. Louise las auch die innersten Gedanken seines Herzens in dem einzigen Blicke, den sie so schnell mit einander wechselten, und die Zweifel, welche ihr das gefundene Portrait eingeflößt hatte, verschwanden jetzt wie der Thau im Sonnenstrahl. Es wurde wieder hell und

klar in ihrem Herzen. Das Medaillon wurde ihr von jetzt an ein noch größeres Räthsel. Wenn das Bild nicht ein Portrait Derjenigen war, die er liebte, was war es denn? — weshalb trug er es? ... Sie betrachtete die Züge des Bildes wo möglich mit noch größerem Interesse als früher. Sie wollte gleichsam die schönen Züge um die Auflösung des Räthsels bitten. Aber das Bild schenkte ihr keinen Frieden. Die blitzenden klaren Augen, die purpurrothen Lippen sprachen zu laut von Liebe und der Busen selbst schien sich in einem Seufzer zu heben. Welche Bedeutung hatte wohl dieser Seufzer?

Louise legte ihr Ohr an das Portrait, gleichsam um diesem Seufzer zu lauschen. Eitle, thörigte Illusionen. ... Du bist nur der Vorbote der wieder erwachenden Eifersucht. Arme Louise!

Als Zamparelli am Abend des dritten Tages zu ihr eintrat, begleitete ihn eine neue Person. Im ersten Augenblicke glaubte Louise, es sei wieder der freundliche fromme Mönch, aber sie suchte vergebens das edle schöne Gesicht des Greises ... anstatt dessen starrten zwei feurige Augen ihr durch die leeren Höhlen einer schwarzen Dominomaske entgegen.

Der Anzug des Unbekannten war übrigens ungefähr derselbe wie der des Mönches, aber Louise empfand einen schaudernden Eindruck bei dem Anblicke dieses Mannes, es ahnte ihr, daß die Maske ihren Feind verbarg und sie wandte sich mit Verachtung von ihm.

Jeden Abend, ungefähr um dieselbe Zeit, besuchte sie diese Maske. Aber noch hatte sie kein Wort gesprochen. Der Unbekannte betrachtete sie nur.

Diese Besuche waren ihre qualvollsten Stunden. Ihre Seele besaß den Reichthum der Phantasie und ihr Herz die Ueberfülle der Liebe. Schwärmerische Traumbilder beschäftigten ihre Gedanken ... vor der schwarzen Maske entflohen sie alle.

Gegen Zamparelli hatte sie den Wunsch geäußert, Farben, Pinsel und was sonst zum Malen erforderlich sei, zu erhalten. Am Tage darauf besaß sie alle Malergeräthschaften und zwar so vollständig, daß nicht die geringste Kleinigkeit fehlte. Alles schien mit der feinsten Aufmerksamkeit gewählt zu sein.

Mit Entzücken begann sie jetzt zu zeichnen und zu malen, diese ihre schönste, liebste Beschäftigung. Aber das Tageslicht fiel nur spärlich in das Gemach, und man gab ihr einen Schirm, den sie so ausspannte, daß sie sich einen kleinen besondern Platz am Fenster bildete, auf welchem sich das ganze Licht concentrirte. Hier überließ sie sich mit einem solchen Eifer ihren Phantasieen und ihrer Beschäftigung, daß sie nicht allein ihre Gefangenschaft, sondern selbst die Besuche Zamparelli's und der Maske fast vergaß.

„Sie müssen mir ein Modell verschaffen," äußerte sie eines Abends gegen diese Beiden.

Erfüllt von ihren Ideen, vergaß sie, daß sie hier

nichts zu befehlen hatte und sprach mit einer Sicherheit, als wenn sie nicht bezweifelte, daß man eiligst ihrem Wunsche nachkommen werde.

Es war das erste Mal, daß sie in Gegenwart der Maske gesprochen hatte. Diese und Zamparelli blickten einander verwundert an.

„Ein Modell! hören Sie, ein Modell!“ wiederholte Louise, nur an ihr Gemälde denkend; „ein Kind von ungefähr acht Jahren ... ein Mädchen.“

Ohne zu antworten entfernten sich die Maske und Zamparelli auf einen Wink der Ersteren.

Eine Weile später trat Zamparelli wiederum ein ... er führte ein kleines Mödchen zwischen sieben und acht Jahren an der Hand.

Louise war entzückt über das schöne Kind. Vielleicht gefiel es ihr jedoch am meisten, weil es ganz als Modell des Gedankens, welcher jetzt ihren künstlerischen Sinn beschäftigte, paßte.

Das Kind verwirklichte in einer bezaubernden Weise ihre Ideen, und mit Entzücken betrachtete sie seine offenen feinen unschuldigen Züge. Die Bewunderung eines Künstlers ist die eines Kindes, und wie ein Kind ließ sie sich auch von ihrer Bewunderung hinreißen. Sie strich die schwarzen schönen Locken des Mädchens zurück. Sie beugte sich nieder und blickte in die von reinem Feuer noch strahlenden Augen. Ihre Hand strich leicht über die gleichsam von einem feinen Blumenstaub bedeckte Wange.

Zamparelli befand sich im Zimmer, und als Louise ihren Blick emporhob, bemerkte sie einen Ausdruck in seinem Gesichte ... sie wußte nicht, wie sie denselben benennen sollte, einen Ausdruck, nicht von Schmerz, denn er war voll Freude, nicht von wilder, flammender Leidenschaft, denn er war voll Güte, einen Ausdruck zugleich des Kummers und der Freude, der Verzweiflung und der Milde.

Bis jetzt hatte sie kaum ihren Wärter beachtet. Sie fürchtete ihn zwar, weil sie manchmal das Feuer seiner Augen und die Leidenschaft seines Blickes, den Sturm, der seine Stirn in finstere Falten legte, und die Qual, die mitunter seine Brust hob, bemerkt hatte, aber sie blieb ruhig und kalt ... die einzigen Waffen, die sie zur Verfügung hatte.

„Dies Kind ist Ihre Tochter?“

„Sie haben es errathen, und es freut mich, daß es Ihnen gefällt. Sie ist das Abbild ihrer Mutter. Bei dem Barte St. Januarii, Sie wissen nicht, wie ich ihre Mutter liebte. So lange sie lebte, hatte ich hier einen Himmel, später nur eine Hölle. Seien Sie gut gegen das Mädchen ... und wenn es Ihnen gefällt, so behalten Sie es ... Sie ... Sie ...“

Zamparelli stammelte noch einige unverständliche Worte, unterbrach sich aber darauf plötzlich und eilte aus dem Zimmer.

Louise hatte die Worte des alten Mönches beherzigt.

Es schien ihr jetzt, als habe Gott ihre Gebete gehört und dieses Kind gesandt, um ihr Trost zuzuflüstern. Zwar holte man das kleine Mädchen jeden Abend ab, aber es kam des Morgens wieder, immer fröhlich und kindlich. Für Louisen war die eine Freude von hohem Werthe. Sie plauderte mit dem kleinen hübschen Mädchen über Alles, was ihr einfiel, spielte mit ihm, malte und zeichnete, ganz als wäre sie selbst noch ein Kind gewesen.

Wir verlassen Louisen und treten bei Zamparelli ein.

Auf seinem Lager ausgestreckt, wurde er von dem Scheine der neben ihm stehenden Lampe beleuchtet. Seine Augenlider waren geschlossen, er schlief, aber ein Lächeln spielte um seine frischen Lippen, die halb geöffnet waren und zwei Reihen der weißesten Zähne zeigten.

Sein schwarzer Bart bildete hierzu einen schönen Contrast. Im Traume strahlte seine Stirn, und die Gesichtsmuskeln bewegten sich dann und wann, seine Brust hob sich und er streckte seine Arme aus, wie es schien, um Jemand zu umarmen und an sich zu drücken. Er liebte ... und träumte von der Geliebten. Wollust und Leidenschaft waren in der vollständigsten Weise bei ihm ausgedrückt.

Plötzlich klang ein kaltes eisiges Lachen von seinen Lippen. Er sprang empor, und starrte wild um sich. Er hatte geträumt und war noch schlaftrunken.

„Ich sah Blut!“ murmelte er; „Blut, das von meinem Dolche triefte ... von meinem Dolche ... fort! du tückisches Instrument, aus welchem der Teufel das Herzblut unserer Feinde preßt ... fort! ...“

Und er zog den Dolch aus seinem Gürtel und warf ihn weit von sich. In diesem Augenblicke klopfte es heftig an der Thür.

„Ha! er ist wieder da!“ fuhr Zamparelli fort und knirschte mit den Zähnen. „Ich hätte Lust, ihm einmal den Weg zu versperren!“

Es klopfte abermals, und diesmal mit noch schnelleren, stärkeren Schlägen.

Zamparelli runzelte die Stirn, hob den Dolch wieder auf und steckte ihn in seinen Gürtel. Darauf verließ er das Zimmer und öffnete den äußern Eingang.

Die Person, die jetzt eintrat, war wohl eingehüllt in ihren Mantel und trug den Hut tief in die Stirn gedrückt.

„Die Maske!“ befahl sie, sobald sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte. „Gieb die Maske her!“

Zamparelli zögerte.

Unterdessen warf der Fremde Hut und Mantel ab. Es war Adlerstjerna.

„Wo ist der Domino und die Maske?“ frug Adlerstjerna auf's Neue.

„Hier ...“ antwortete endlich Zamparelli und warf ihm das Verlangte hin.

„Unverschämter Kerl!“ brummte Adlerstjerna, „gieb mir den Schlüssel, ich will Sie diesmal allein besuchen.“

„So! ...“

„Gieb mir den Schlüssel.“

„Sie sehen, Herr, daß er hier neben meinem Dolche steckt, und Sie müssen den Dolch begrüßen, wenn Sie den Schlüssel haben wollen.“

„Du willst mich berauben ...“

„Die Beute gehört eben so gut mir wie Ihnen. Ich habe sie entführt, nicht Sie!“

„Da!“

Und er warf ihm einige Dukaten hin.

„In zwei oder drei Tagen beabsichtige ich sie von hier zu entfernen.“

Zamparelli erhob sich stolz. Seine Stirn legte sich in Falten und seine Augen sprühten Feuer.

„Sie von hier entfernen?“

„Wie ich sage.“

„Bei der Lampe des heiligen Januarius; die Nacht wird Ihr Stern nicht leuchten!“

Adlerstjerna vermochte kaum seinen Zorn zu beherrschen.

„Du trotzest mir?“

„Ich spreche nur meine Ansicht aus.“

„Fluch über Dich, wenn Du es wagst, einen Schritt ohne meinen Willen zu thun.“

Zamparelli brach bei dieser Drohung in ein lautes Gelächter aus.

„Du kennst mich! hüte Dich! ... Weißt Du, welchen Preis man auf Deinen Kopf gesetzt hat?“

„Ganz denselben wie auf den Ihrigen.“

„Streiten wir uns jetzt nicht, folge mir!“

Adlerstjerna sah ein, daß er sich am Rande eines Abgrundes befand, baute aber noch auf seinen Muth und seine Entschlossenheit. Er beklagte sich über Vincent, der ihn so verrätherischen Händen wie die Zamparelli's übergeben hatte. Er wußte nicht, daß es weniger Unredlichkeit, als eine Schlaffheit war, die Zamparelli's Handlungsweise leitete.

Seinerseits war Zamparelli auch mißvergnügt mit sich. Bis jetzt war es seine Ehre und sein Stolz gewesen, treu jedes einmal gegebene Versprechen zu erfüllen; jetzt kannte er sich selbst nicht wieder und erröthete vor Scham, aber die Leidenschaft war mächtiger als das Ehrgefühl.

„Sie wollen sie mir entführen?“

„Nun?“ erwiederte Adlerstjerna.

„Was würden Sie sagen, wenn auch ich sie zu entführen beabsichtigte?“

„Du?“

„Ja wohl.“

„Du solltest keine zehn Schritte von diesem Hause

Dich entfernen können, ohne daß die Sbirren Dich ergriffen; und nach vierundzwanzig Stunden ...“

„Würde man mich hängen, meinen Sie?“

Adlerstjerna nickte.

„Weil Sie aber mit solcher Bestimmtheit das Schicksal voraus wissen, dürfen Sie auch nicht in Unkenntniß über Ihr eigenes bleiben.“

„Und mein Schicksal?“

„Würde dasselbe wie das meine sein.“

„Gehängt werden?“

„Ja, gehängt werden ... binnen vierundzwanzig Stunden, nachdem die Sbirren Sie zehn Schritte von diesem Hause mit der Dame dort hinten ergriffen haben werden. Indessen stehe ich jetzt zu Ihren Diensten; Sie wünschten allein mit ihr zu reden.“

„Komm!“

Durch den Muth und die Entschlossenheit, die Adlerstjerna, als Louise entfernt wurde, in Gegenwart des Hofes zeigte, war es ihm geglückt, sowohl bei Armfelt wie bei allen Uebrigen den Verdacht und die Anschuldigung, daß Zamparelli auf sein Geheiß die erste Gewaltthat ausgeführt hatte, zu ersticken. Die Ausdauer, mit welcher er Theil an den Nachforschungen nach der Verschwundenen nahm, hob noch mehr die gute Meinung, die man jetzt über ihn hegte. Um das Spiel vollständig zu gewinnen, mußte er jetzt Louisen auf seine Seite bringen ...

entweder durch Güte oder durch eine neue kühne That, gleichviel welche, wenn er nur seinen Zweck erreichte.

Es war ihm noch nie eingefallen, daß er auf irgend einen Widerstand bei Zamparelli stoßen würde, aber zu seinem Schrecken erblickte er jetzt gerade in diesem den bodenlosen Abgrund, den er zu überspringen hatte.

Mit Ausnahme des Ziels, welches wir bereits kennen, war der Zweck mit Louisens Entführung ihm immer unklar und dunkel gewesen.

Eine Stimme seines Innern rief ihm fortwährend zu: Du mußt sie besitzen, und um sie zu besitzen, mußte er sie rauben. Er wollte sie von Williams entfernen, wollte sie an einem Orte haben, wo er gewiß sei, daß nur er und sonst Niemand sie antreffen konnte. Er war eifersüchtig und grausam ... er liebte und war boshaft. Seine Liebe war so sehr Haß wie möglich, um noch als Basis die Liebe zu haben. Er hatte einst um ihre Hand in der Absicht sich beworben, sie glücklich zu machen; jetzt wollte er um jeden Preis diese Hand gewinnen; aber in der Absicht, sie unglücklich zu machen.

Seine Meinung war eine fixe Idee geworden, der er blindlings anheim gefallen war.

Jede Ueberlegung und alle Klugheit hatte ihn verlassen.

Louise hatte so eben ihre Staffelei verlassen und die Pinsel hingelegt, als Zamparelli und die Maske bei ihr eintraten.

Zamparelli nahm seine Tochter bei der Hand und entfernte sich. Louise befand sich mit der Maske allein.

Nur in ihren eigenen Phantasieen lebend, war selbst das enge Gefängniß für Louisen ein Zaubergarten geworden.

Als der Domino die Maske fallen ließ und sie Adlerstjerna erkannte, war es, als hätte sie eine giftige Schlange gestochen.

Sie hatte zwar eine Ahnung, aber bis jetzt keine Gewißheit gehabt. Jetzt stand er ihr gegenüber.

Adlerstjerna bedurfte in diesem Augenblicke all' seines Muthes, um nicht seine Haltung zu verlieren. Er fühlte, daß er schwankte, nicht allein unter der Last seiner eigenen Vorwürfe, sondern auch durch den Blick, den sie auf ihn warf. In diesem Moment bereute er Alles, was er gethan hatte, und war nahe daran, ihr zu Füßen zu sinken, sein Verbrechen einzugestehen und um Gnade zu bitten. Das Gespräch, welches er jetzt eröffnete, war sehr inhaltreich. Es war mit Bitten, Drohungen, Reue, Berechnung, Kummer, Scherz, kurz Allem erfüllt, was die Lage Adlerstjerna's erforderte.

Er suchte ihr den Glauben beizubringen, daß Zamparelli sie auf eigenen Antrieb entführt, daß er, Adlerstjerna, zufälliger Weise ihren Aufenthaltsort entdeckt und

maskirt Zamparelli verlockt habe, ihn zu ihr einzulassen, daß Zamparelli jetzt aus Furcht nicht wage, sie freizugeben u. s. w.

Louise gab sich den Anschein, ihm zu glauben, und er versprach unverbrüchliches Schweigen, wenn sie nur die Freiheit erhielte.

Erschreckt, nicht allein durch das Aufsehen, welches ihr Verschwinden erweckt hatte, sondern auch die Möglichkeit fürchtend, entdeckt zu werden, zitternd vor Zamparelli's Drohungen und vor Louise selbst, die sich immer mehr als einen entschlossenen Charakter zeigte, wäre Adlerstjerna vielleicht auf ihren Vorschlag eingegangen, wenn nicht Zamparelli gerade in diesem Augenblicke wieder eingetreten wäre. —

„Die Zeit ist weit vorgerückt," sprach er; „Sie müssen jetzt diesen Ort verlassen."

„Wer befiehlt das?"

„Ich!"

„Du willst ..."

„Ich will nur Herr in meinem eigenen Hause sein, und wenn Sie es nicht sofort verlassen, habe ich noch ein Zimmer, ganz wie dieses, welches ich Ihnen alsdann als Nachtquartier öffnen dürfte."

Alle Weigerung war vergebens. In der größten Erbitterung verließ Adlerstjerna Zamparelli.

Louisens Lage wurde von diesem Augenblicke an trauriger als vorher. Sie nahm allerdings an, daß Adler=

stjerna der Haupträdelsführer sei, aber sie bemerkte auch, theils an seinen ausweichenden zweideutigen Antworten, wenn er sie besuchte, theils an seinem leidenden Aussehen, daß jetzt weniger er, denn Zamparelli ihr wirklicher Gefangnenwärter war.

Welcher Art das Gefühl war, weshalb Zamparelli sie bewachte, konnte nicht lange dem Blicke eines Weibes entgehen.

Es war Liebe.

Jedes liebende Herz neigt sich zu edlen aufopfernden Handlungen, aber Zamparelli war doch nicht dazu zu vermögen.

Die Vorsicht gebot ihm, sich nicht hinreißen zu lassen.

Nicht allein Adlerstjerna fürchtete, daß Zamparelli ihn verrathen möchte, sondern Zamparelli fürchtete dasselbe von Seiten Adlerstjerna's. So lange Louise in ihrer Gewalt verblieb und die Polizei sie nicht entdeckte, hielten sie einander in Schach und waren dadurch sicher.

Louise begann dies zu errathen und verzweifelte.

Die Zeit verstrich. Adlerstjerna wurde immer kälter, bleicher und wortkarger. Zamparelli's Augen flammten dagegen immer heller und seine Blicke immer feuriger. Der Letztere schien den Erstern um Leben und Gesundheit zu bestehlen.

Louise fürchtete sie Beide.

Jeden Augenblick befürchtete sie einen Bruch zwischen ihnen und zitterte vor ihrem Schicksal. Um sich zu zer=

streuen, malte und phantasirte sie. In Zamparelli's Tochter, dem kleinen hübschen Mädchen, erblickte sie ihren einzigen Trost. Sie betete und sie vertraute auf Gott!

. . . .

Eines Nachmittags, früher als gewöhnlich, trat Adlerstjerna bei Zamparelli ein.

Es war am 9. Februar am ersten Carnevalstage.

„Immer zu Hause!“ sprach er zu Zamparelli, den er auf seinem Lager ausgestreckt fand. „Es ist Carneval. Willst Du Geld verdienen? Ich habe einen Auftrag für Dich.“

„Nein, Herr, nichts vermag mich von meiner Wache hier zu verlocken.“

„Du bist vorsichtig. Was forderst Du, um die Gefangene in meine Hände zu übergeben?“

Zamparelli sprang von seinem Lager auf.

„Haben Sie je solche Demanten wie ihre Augen gesehen?“

„Nun?“

„Haben Sie je solche Rubinen wie ihre Lippen gesehen?“

„Was heißt das?“

„Bei dem Kreuze des heiligen Januarius, Herr, sie ist ein Schatz, ein theurer Schatz. ... Wenn Sie sie haben wollen, Sie müssen sie mit Geld aufwiegen.“

Adlerstjerna sprang bei dieser Aeußerung von seinem Sitze auf.

„Tod und Hölle! Du liebst sie?“

Zamparelli war auf seiner Hut und der Dolch glänzte augenblicklich in seiner Hand.

„Du willst sie somit um keinen Preis ausliefern?“,

„Nein.“

„Und dieser Entschluß steht fest?“

„Ja.“

Adlerstjerna zog eine Pistole hervor.

„Dann werde ich Dich zwingen ...“

Zamparelli war anf diesen Angriff nicht gefaßt, er zog sich zurück.

„Lege Deinen Dolch bei Seite.“

Zamparelli erfüllte diesen Befehl.

„Nimm die Schlüssel hervor!“

Zamparelli gehorchte.

„So, gehe mir voran. Wenn Du Dich umsiehst, so gebe ich Feuer.“

Zamparelli gehorchte.

Schritt vor Schritt durchmaßen sie einen langen auf Fräulein Posse's Zimmer führenden Gang.

Adlerstjerna's Aufmerksamkeit war unverwandt auf Zamparelli gerichtet; aber als er es am wenigsten erwartete, machte Zamparelli eine heftige Bewegung gegen die Wand und durch einen kräftigen Stoß sprang dort eine Thür auf.

Ein finsterer unermeßlicher Abgrund öffnete sich vor ihnen.

„Jetzt bin ich der Befehlende!" sprach Zamparelli und streckte die Hand, in welcher er die Schlüssel hielt, über den Abgrund hinaus. „Wenn Sie die Pistole nicht fortwerfen, dann lasse ich die Schlüssel in die Tiefe fallen und Sie werden schwerlich die Thür, die zu der Dame führt, aufsprengen können."

„Bedenke, daß Dein eigenes Kind bei ihr ist."

„Hinweg mit der Pistole! ... ich opfere selbst mein Kind. Hinweg mit der Pistole!"

„Satan! ... Wo befinden wir uns?"

„Bei den Katakomben."

Adlerstjerna sah, daß Alles verloren sein würde, wenn er die Pistole senkte und auch wenn er Zamparelli die Schlüssel in den Abgrund werfen ließ. Die Schlüssel konnten möglicher Weise ersetzt werden, aber würde dann wohl sein Geheimniß bewahrt bleiben?

„Hinweg mit der Pistole!" rief Zamparelli noch einmal.

Adlerstjerna faßte einen kühnen Entschluß. Er senkte die Pistole ein wenig, als wolle er sie von sich werfen, aber im selbigen Augenblick stürzte er sich über Zamparelli. Das Glück begünstigte die Kühnheit, und noch fast während des Sprunges hatte er mit der linken Hand die Schlüssel ergriffen, als er eben mit dem Pistolenkolben Zamparelli einen wohlgezielten betäubenden Schlag in den Nacken versetzte.

Es entstand ein kurzer gewaltsamer Kampf, aber

Zamparelli war überrumpelt worden und verlor das Gleichgewicht. Im nächsten Augenblick stürzte er in die Katakomben hinab.

Fast wahnsinnig vor Freude schlug Adlerstjerna die Thür hinter ihm zu, warf die Pistole von sich und eilte auf die Thür zu, die in Louise Posse's Zimmer führte.

Louise malte. Von dem Augenblicke an, wo sie, von ihren Freunden getrennt, in das enge Gefängniß eingesperrt war, hatte ein religiöses Gefühl sich ihrer bemächtigt. Das Unglück ist immer andächtiger als das Glück. Man trifft öfter den Kummer als die Freude knieend am Fuße des Kreuzes. Das ewige Licht leuchtet dem einsamen seufzenden Schmerze, erlischt aber gewöhnlich im Toben des alltäglichen Lebens.

Während ihres Aufenthaltes in Neapel hatte Louise die Mehrzahl der Klosterkirchen besucht und überall Madonnen- und Heiligenbilder gesehen. Die Reminiscenzen derselben verschmolzen jetzt in ein einziges Bild.

Wir haben den Eindruck geschildert, den das von Williams verlorene Brustbild auf sie machte, und selbst in ihren religiösen Anschauungen gelangte dieser Eindruck zur Geltung. Die heiligen Reminiscenzen vermischten sich also mit den Gesichtszügen des gefundenen Portraits, aber das irdisch Weibliche in seinen Zügen wurde durch Louisens Pinsel verklärt. Die Schlacken fielen vom Ideale ab, der

Engel machte sich aus den Banden des Staubes frei, und nur das Himmlische kam noch zur Geltung. Man mußte zur Andacht gerührt werden, wenn man das Heiligenbild betrachtete, welches Louise hier geschaffen hatte. Zu Füßen des Heiligen knieete ein Kind mit gefaltenen Händen.

Louise war eben mit dem Gemälde beschäftigt, als Adlerstjerna die Thür öffnete und hereinstürzte. Er war außer sich.

„Folgen Sie mir, Cousine!“ rief er. „Sie sind frei! Folgen Sie mir!“

Noch aufgeregt von dem Kampfe mit Zamparelli, vermochte er kaum zu reden.

„Ich habe Zamparelli besiegt. Sie haben nichts mehr zu fürchten, kommen Sie! Ich bitte um Gnade. Ich bin gegen Sie grausam gewesen ... ich appellire an Ihr Herz, an Ihre Güte, folgen Sie mir nur.“

Die drohende Gefahr, aus welcher er siegend hervorgegangen war, hatte ihm andere Gedanken beigebracht. Alle seine Pläne gegen Louisen waren auf einmal verschwunden. In dieser Stunde liebte er sie uneigennütziger und reiner wie je. Der Tod hatte so eben gleichsam in seine Seele hineingeschaut und seine Gedanken mit seinem nahen Athemzuge gereinigt.

„Zögern Sie nicht, folgen Sie mir!“

Louise wußte nicht, was sie denken sollte. Sie legte nur ihren Pinsel bei Seite, ohne sich aber von der Stelle zu bewegen.

Als sie zögerte, wollte Adlerstjerna auf sie zueilen, aber in demselben Augenblicke hörte er ein fürchterliches Lärmen unter seinen Füßen und blieb erschrocken stehen. Kaum hatte er Zeit, über die Ursache dieses Geräusches nachzudenken ... plötzlich öffnete sich der Fußboden vor ihm und Zamparelli stieg aus der Tiefe hervor.

Das Gebäude war eine alte Räuberhöhle, die mit den Katakomben in Verbindung stand.

Der Anblick Zamparelli's ergriff ihn mit einem Schauder, der ihn fast lähmte. Er war waffenlos und daher ohnmächtig.

Mit einem so gewaltsamen Sprunge, als stürze sich ein Tiger auf seine Beute, warf Zamparelli sich über ihn. Ein einziger Schlag genügte jetzt ihn zu Boden zu strecken. Zamparelli, einmal von Haß und Rache erfüllt, hielt nicht leicht inne. Wie ein Sturmwind raſ'te er blindlings auf seiner Bahn dahin. Die Leidenschaft ist finster und Zamparelli hätte in diesem Augenblicke eine ganze Welt ermorden können.

Seine Hand berührte den Griff eines Dolches unter Adlerstjerna's Ueberrock und er stieß die Klinge in seine Brust.

Seine Augen funkelten, sein Gesicht war blaß, seine Stirn drohend, das Haar stand ihm zu Berge. Man hätte glauben können, er sei ein der Hölle entstiegener Dämon.

„Wo ist sie!“ rief er. „Wo ist sie!“

Er gedachte jetzt Louisens und schien zu fürchten, daß sie ihm bereits entflohen sei.

Mit dem noch von Blut triefenden Dolche in seiner Hand, stürzte er auf den Schirm zu, hinter welchem sie gewöhnlich malte, und warf ihn bei Seite.

Ueberrascht blieb er augenblicklich stehen. Erschreckt durch die fürchterliche That, hatte Louise sich so weit als möglich zurückgezogen und hierdurch war das Gemälde frei und Zamparelli zugänglich. Seine vollendete Schönheit wirkte auch augenblicklich auf ihn. Der fromme heilige Charakter, den Louise auf die Leinwand hervorgezaubert hatte, traf ihn plötzlich wie ein klarer Strahl aus einem reinen Himmel.

„Heilige Mutter Gottes!" rief er und warf sich auf die Kniee, „sie ist es selbst, die Nonne in dem St. Dominikanerkloster, Neapels neue Heilige! Die Freundin der Armen, die milde Richterin der Sünder!"

Und er hob betend seiue Hände gegen das Heiligenbild empor.

Louise hörte zwar seine Worte, aber sie erblickte in denselben nur eine leidenschaftliche Verzückung.

„Und mein Kind! o Gott, mein Kind!"

Das der Heiligen zu Füßen knieende Kind war ein treues Portrait von Zamparelli's Tochter, der kleinen Marie.

Zamparelli bewunderte das Bild. Er war entzückt, aber seine Entzückung nahm bald eine andere Richtung.

Ohne sich zu erheben, noch immer in der knieenden Stellung, wandte er sich von dem Gemälde ab gegen Louise.

„Wie muß die lieben können, die so malen, so denken, so fühlen kann!“

Louise hatte noch nie ein Wort der Liebe aus seinem Munde vernommen. Sie zitterte jetzt unwillkürlich.

Ein Blick überzeugte sie von dem wilden Zustande, in welchem Zamparelli sich befand. In seinem Gesichte loderte eine wilde thierische Gier, und seine Gliedmaßen zitterten beinahe. Er verschlang sie mit seinen Augen.

Louise fürchtete, er werde sich über sie werfen und sie zog sich immer mehr zurück.

„Sie müssen die meine werden,“ sprach er endlich. „Wissen Sie was Liebe heißt? ... es ist, auf dem Scheiterhaufen seines eigenen Herzens verbrannt zu werden ... ich liebe Sie! ... Sie sind geboren, um in mein Herz hinabzusteigen und mit Ihrem Auge das Höllenfeuer dort zu löschen. Sie sind geboren, um mich vor mir selbst zu retten, um mich von der Verderbniß zurückzuführen. Sie sind geboren, um in solchen Gemälden, wie dieses da, mir die Glückseligkeit des Himmels auf Erden zu malen, um die Heiligen von den ewigen Regionen des Lichts in mein Herz hinabsteigen zu lassen. Ah, Sie ziehen sich zurück! ... Hören Sie, wie mein Herz schlägt! ... Bei St. Januarius, Sie müssen mich lieben!“

Und er erhob sich immermehr aus seiner flehenden Stellung.

Die kleine Marie ahnte instinktmäßig die Gefahr, der Louise ausgesetzt war, und eilte auf ihn zu, indem sie die Arme um den Hals ihres Vaters schlang; aber er nahm sie auf seine Arme und hob sie in die Höhe.

„Mein Kind!“ rief er; „meine Perle, meine Rose, mein Engel! ich werde Dir eine Mutter geben! Freue Dich! Du brauchst Dich nicht von Deiner Freundin zu trennen. Versprich mir, sie immer zu lieben ... wie Deine Mutter zu lieben.“

„Ach ja, Vater, ich werde sie immer lieben! sie ist so gut! sie hat mich so lieb.“

Die Worte des Kindes hatten eine wohlthuende Wirkung auf Zamparelli.

„Du Stern meiner Seele,“ rief er und hob das Kind noch höher empor; „sie soll Dein werden, sie soll uns Beide glücklich machen.“

Louise faltete ihre Hände und betete.

Sie erinnerte sich der Worte des Mönches, und obwohl sie keine Rettung sah, schimmerte doch ein Hoffnungsstrahl ihr gleichsam durch Gewitterwolken entgegen.

Zamparelli setzte das Kind nieder und näherte sich Louisen.

Diese erhob sich immermehr, je näher er an sie heranrückte.

Die feine zarte Gestalt, vorher so furchtsam und

blaß, schien wieder Leben zu erhalten. Ihre Wangen rötheten sich, ihre Augen strahlten, aber ihre Brust hob sich nicht; sie athmete kaum, eine unbezwingbare Furcht bemächtigte sich ihrer. Wohin sie blickte, war keine Rettung, aber sie war entschlossen, lieber zu sterben, als sich Zamparelli zu übergeben.

„Treten Sie nicht näher!" bat sie und ihre Stimme bebte.

Zamparelli war in diesem Augenblicke mehr Thier als Mensch. Die Leidenschaft lenkte ihn unwillkürlich. Sein warmer Athemzug berührte schon Louisens Wangen.

„Zurück!" rief sie und streckte ihre Hand gegen ihn aus.

„Schwaches, aber schönes Täubchen," sagte er; „blicke hierher," und er deutete auf Adlerstjerna.

„Wissen Sie," fuhr er fort, „weshalb ich ihn getödtet habe? Ich habe es aus Liebe zu Ihnen, aus Eifersucht, wenn Sie es wollen, gethan. Ich werde auch Sie tödten können ... und zwar aus Liebe."

„Zurück! ... rühren Sie mich nicht an ... Barmherzigkeit!"

„Die Liebe ist immer barmherzig; sie trachtet eher nach Liebe als nach dem Tode."

„Was wollen Sie?"

„Blicken Sie noch einmal hierher."

Und er deutete wieder auf Adlerstjerna.

„Wissen Sie, was sein Tod bedeutet? er bedeutet,

daß wir unzertrennlich sind. Wenn ich es auch wollte, ich darf Ihnen nicht die Freiheit schenken, so lange Sie nicht die meine sind. Sein Tod ist mein Tod, wenn Sie mich verrathen. Sein letzter Seufzer ist das Amen unserer Trauung. Hörten Sie! Das war sein letzter Seufzer."

Ein langer dumpfer Seufzer hob wirklich in diesem Augenblicke Adlerstjerna's Brust.

Louise schauderte.

Aber Zamparelli legte plötzlich seine Hand auf ihren Arm und ein neues Leben strömte durch ihre Adern. Unwillkürlich sprang sie auf die Seite, und durch diese Bewegung gelangte sie hinter das Gemälde, das noch auf der Staffelei stand.

Zamparelli lächelte und ging ihr nach.

Sein Blick fiel indessen noch einmal auf das Gemälde, und das Heiligenblild entzückte ihn auf's Neue.

„Ich will Dir beichten, Du schönes Bild, und später ... nachher ..."

Und er knieete nieder und streckte seine gefalteten Hände gegen das Bild empor.

„Du heilige Jungfrau Neapels! Du barmherzige Schwester, Du neue Wohlthäterin der Armen ..."

Er sprach zu dem Bilde, als sei es eine ihm bekannte Person, eine noch lebende Heilige. Louise folgte jedoch seinem Gedankengange nicht. Vergebens schweiften ihre Blicke im Zimmer umher, sie begann zu schwanken,

wohin sollte sie fliehen? Ueberall war sie von nackten kalten Mauern umgeben.

Zamparelli erhob sich jetzt wieder.

Seine Beichte war nur eine wollüstige Schwärmerei und aus der jungfräulichen Schönheit des Heiligenbildes hatte er nur neue Leidenschaft, neue Kühnheit gesogen.

Ein Ausruf des Schreckens entschlüpfte Louisen. Er hatte die Staffelei bei Seite geschoben und das Gemälde war zu Boden gefallen. Sie wollte sich ihm erst zu Füßen werfen und um Barmherzigkeit bitten, aber in diesem Augenblick streckte er seinen Arm aus, um sie zu umschlingen.

Sie zog sich eilig noch weiter zurück.

„Bleibt!“ befahl er, und der Zorn flammte in seinen Zügen.

Nichts destoweniger eilte Louise nach der andern Seite des Zimmers.

„Bei St. Januarius ...“

Und er beugte sich nieder, als wolle er mit einem einzigen Sprunge seine Arme um ihren Leib schlingen. Aber in diesem Augenblicke, wo Alles verloren zu sein schien, bemerkte sie die offene Fallthür des Fußbodens und die Treppe, die von derselben in die Tiefe führte. Mit Blitzesschnelle eilte sie auf dieselbe zu und verschwand.

Das leidenschaftliche Feuer Zamparelli's verschwand eben so plötzlich wie Louise. Der Schrecken und das Entsetzen traten an seine Stelle.

Sie hatte sich in die Katakomben gestürzt und er wußte jetzt, daß sie verloren sei.

Zamparelli besann sich jedoch nicht lange; er eilte ihr nach.

Die römischen Katakomben sind unterirdische Bauwerke von unermeßlichem Umfang. Sie dienten den ersten Christen als Zufluchtsstätte unter den Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren; aber auch hier erreichte man sie, und mehr denn hunderttausend Menschen fielen als Märtyrer ihres Glaubens.

Neapels Katakomben gleichen denen Roms. Es sind drei Gewölbe über einander, die in Grotten, Zimmer und Begräbnisse eingetheilt sind. Man glaubt, daß Neapels Katakomben sich bis Capua erstrecken; aber wenn dies auch übertrieben ist, so weiß man wenigstens, daß sie sich unter Capo di Monte hinstrecken. Niemand wagt ohne die größte Vorsicht in diese Abgründe zu steigen, wo selbst fürchterliches Unglück durch Einstürzen nicht selten geschieht.

Hierher in diese von einer ewigen Nacht verborgene, unterirdische Welt, war Louise geflohen, und die Gefahr, in welche sie sich gestürzt hatte, machte Zamparelli's Wange erblassen.

Er kannte zwar die nächsten Gänge der Katakomben und hoffte sie zu finden, aber es war bereits zu spät. Die Furcht beflügelte ihre Schritte, sie floh, ohne an irgend

etwas Anderes als die Gefahr zu denken, der sie entrinnen wollte.

Vergebens hallte seine Stimme ihr nach ... Alles blieb still ... kaum das Echo antwortete ihm. Er kehrte zurück und versah sich mit einer Fackel, aber seine Mühe blieb fruchtlos.

Seine Verzweiflung war grenzenlos. Er machte noch einen Versuch, aber gleichfalls vergebens.

Einmal glaubte er eine Antwort aus einem der dunkeln Gänge zu hören, und er eilte in der Hoffnung weiter, daß sie es sei. Doch ein Erdsturz versperrte ihm den Weg. Seine Raserei grenzte an Wahnsinn; sein Wahnsinn war der eines Tigers.

Ohne Hoffnung kehrte er zurück, entschlossen, ein Leben zu kürzen, das von solchen Qualen zerfleischt wurde; aber er fand seine Tochter mit seinem Dolche spielend und sank weinend an ihrer Seite nieder.

Verzweifelt betrat er noch einmal Louisens Gefängniß. Er betrachtete das noch nicht völlig vollendete Gemälde; er blieb vor der Oeffnung zu den Katakomben stehen, er lauschte, es war als hörte er einen Seufzer, und er wollte schon auf's Neue hinabsteigen, um zu suchen, da aber fiel sein Blick auf Adlerstjerna, und er bemerkte, daß dieser sich noch bewegte, noch athmete.

Das Gewissen ist der erste Richter des Verbrechers. Beim Anblicke Adlerstjerna's stiegen wieder böse Gedanken in Zamparelli auf. Im ersten Augenblicke beschloß er

seine Leiden durch einen zweiten Dolchstoß zu verkürzen, aber im nächsten fiel es ihm ein, daß er doch vielleicht noch zu retten sei. Nach einer Weile nahm er ihn auf und trug ihn auf seiner Schulter durch den Corridor zu einer kleinen Thür, die auf eine abgelegene finstere Nebengasse führte.

Hier blieb er stehen und blickte vorsichtig auf die Straße.

Alles war still wie im Grabe.

Mit unruhig klopfendem Herzen legte er den Sterbenden auf die Straße nieder. Hier fanden ihn später die Carnevalmasken.

Was Zamparelli dachte, weiß der Himmel, aber ein Seufzer hob seine Brust.

Sobald er sich wieder im Corridor befand und die Hinterthür verriegelt hatte, eilte er mit schnellen Schritten in sein Zimmer. Sein Herz klopfte wieder muthig und Entschlossenheit strahlte aus seinem kühnen Blicke. Schnell steckte er Alles, was er an Geld und Preciosen besaß, zu sich, warf darauf den Mantel über die Schulter, verbarg den Dolch im Gürtel und mit seiner kleinen Marie auf dem Arm, warf er noch einen Blick in Louisens Kerker.

„Jetzt zurück in meine Heimath! ... in die calabresischen Gebirge.“

Und er eilte von dannen.

Gefahr und Entsetzen jagten Louisen vorwärts. Kein Feind vermag uns so wie unsere eigene Angst anzutreiben. Louisens Entsetzen war jedoch ihr Glück, denn so lange dasselbe währte, entging es ihr ganz und gar, daß sie sich in einen Abgrund gestürzt hatte, aus welchem keine Rettung möglich war und als sie endlich zu sich selbst kam, war es bereits zu spät.

Ueberall herrschte die tiefste Finsterniß, die nur mit der Stille wetteiferte. Sie erhob die Hand, um vorsichtig zu tasten, aber fühlte weiter nichts als Luft. Die Luft war feucht und es schien ihr, als klebe die Feuchtigkeit an der Hand, sie wollte sie betrachten und führte sie gegen die Augen ... aber sie erblickte nichts. Ein Ausruf des Entsetzens floh über ihre Lippen. Sie wollte zurückkehren, aber woher war sie gekommen. Sie wollte weiterschreiten, aber wohin sollte sie sich begeben?

Wir lassen den Vorhang über die Qualen, die sie litt, fallen, aber sie öffneten bald ihr Herz und ihre Seele milderen, resignirteren Gefühlen.

Sie sah ein, daß sie in ihr Grab gestiegen war, aber sie fühlte sich doch glücklich, weil sie in diesem Grabe beten konnte.

Als sie sich vom Gebete erhob, ging sie weiter. Das Entsetzen war verschwunden. Die Finsterniß und die Stille umgaben sie zwar immer, aber in ihrem Innern war Alles hell und klar.

„Mein Gott!“ rief sie aus.

Es war als hörte sie einen Gesang.

Auf ihrer Wanderung stieß sie bald auf ein Hinderniß, das bei näherer Untersuchung sich als eine steinerne Treppe erwies.

In der Hoffnung, daß diese sie möglicher Weise aus dem Abgrunde hinaufführen konnte, betrat sie die Stufen, während sie immer mit der Hand vor sich tastete. Aber bald hörten die Stufen auf und sie schritt auf ebenem Boden weiter.

Der Schmerz, der sie während der letzten Stunden so heftig aufgeregt, hatte sie ermattet. Sie sank nieder, indem sie nach irgend einem Gegenstande tastete, um ihr müdes Haupt zu stützen. Ihre Hand stieß auf einen runden leichten Körper, ein Holzstück, wie es ihr schien, und sie legte denselben in ihren Schooß. Den Kopf stützte sie gegen einen Stein und in dieser Stellung nahm wieder die Phantasie ihre Herrschaft über sie ein, die Phantasie, die immer ihr schützender Genius war.

Hörte sie recht! woher kamen die schönen Melodieen? sie lauschte.

Ihr Seelenzustand im Verein mit der Mattigkeit, die ihren Körper überwältigt hatte, machte, daß sie jetzt in eine Art von Schlummer versank, während dessen ihre Phantasie weiter auf die schönen Melodieen baute, die an ihr Ohr drangen.

Aber auf einmal wurde es wieder finster in ihrer Seele, die lichten schönen Phantasieen waren verschwunden

... und doch, wie sonderbar, der Gesang tönte noch! Es schien selbst, als träten ihr die Töne immer näher und näher.

In der That, sie irrte sich nicht ... der Gesang näherte sich. Welches Wunderwerk! Es war bald nicht nur Gesang, sondern auch ein Lichtstrahl drang zu ihr herab und der Strahl wurde heller ... auch er näherte sich immer mehr und mehr.

Im nächsten Augenblicke sah sie, wie eine Prozession, von flammenden Fackeln beleuchtet, unter dem Absingen eines einfachen schönen Chorals langsam und feierlich dahinschritt.

Ueberglücklich vor Freude, wollte sie sich erheben, aber sie vermochte es nicht, sie sank ermattet zurück.

Als die Prozession sich in ihrer Nähe befand, bildete sie einen Kreis um Louiseu, und der Gesang ging in ein herrliches, bezauberndes Halleluja über.

Louise empfand ein unerklärliches Gefühl. Thränen strömten aus ihren Augen und sie rannen noch heftiger, als sie ihren Blick senkte und die Entdeckung machte, daß sie in ihrer Hand einen Todtenkopf hielt, daß sie ihren Kopf gegen einen Altar lehnte und sich inmitten einer Kirche befand.

In dem obersten Stockwerke der Neapolitanischen Katakomben befindet sich eine Kirche mit Säulengängen und mit dem Bischofstuhle des St. Severus. In dieser Kirche wurde eine Zeitlang des Heiligen Januarius Haupt,

welches zu Puzzuoli fiel, aufbewahrt, ehe man es in die Kryptkirche brachte.

Als Louise die Stufen betrat, die, wie sie glaubte, aus den Katakomben führen würden, war sie in diese Kirche getreten.

Eine Dominikaner Nonne hatte einen Traum gehabt, der ihr weder Ruhe noch Rast lassen wollte. Sie hatte geträumt, der heilige Januarius sei zu ihr gekommen und habe ihr befohlen, während der Carnevalstage einmal täglich die unterirdische Kirche zu betreten und am Fuße des Alters für die Thorheiten der Menschen zu beten.

Die Aebtissin, hiervon benachrichtigt, ließ eine Prozession die fromme Schwester begleiten. Welche andächtige religiöse Freude erfüllte sie nicht Alle, als sie Louisen fanden. Man betrachtete den Traum als eine Offenbarung, und die Träumerin als ein Wesen, das Gott in seine besondere Gunst genommen habe. Das Ereigniß wurde für ein Wunderwerk angesehen ... und in der That sind viele sogenannte Wunderwerke es weniger gewesen als Louisens Rettung.

Von Gesang und Licht umgeben, von zwei Nonnen unterstützt, wurde Louise, man könnte sagen im Triumph, aus den Katakomben geführt. Aber es erwartete ihrer noch eine neue Ueberraschung.

Als sie die Nonne erblickte, die ihr vor allen Andern liebreich entgegen getreten war, schien es ihr, als habe sie dieses Antlitz früher gesehen ... und je mehr sie es be-

trachtete, je mehr überzeugte sie sich, daß es kein Irrthum war.

„Barmherziger Himmel!“ rief sie endlich, „das ist ja ...“

Sie wollte sagen: das ist ja mein Gemälde, nur älter, viel älter, aber dieselbe religiöse Begeisterung, dieselbe schwärmerische Andacht, dasselbe himmlische Feuer!

Die Nonne, die so ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, war dieselbe, welche durch ihren Traum die Veranlassung zu der Prozession gegeben hatte.

Die Nonne hieß Wanja.

Zweites Kapitel.

Verschiedenes.

Um dieselbe Tageszeit, wo der schwedische Kutter auf der Rhede von Neapel Anker warf, betraten drei von Piranesi in Rom besoldete Personen Neapel, um Baron Armfelt todt oder lebendig zu ergreifen.

Durch Briefe, theils aus Rom, theils aus Genua und Livorno, waren Armfelt und General Acton bereits von Allem benachrichtigt.

Baron Palmquist, der Befehlshaber des Schiffes, hatte von der schwedischen Regierung den Auftrag, sich Armfelts zu bemächtigen.

Dieser beabsichtigte bei der ersten Nachricht hiervon, sich freiwillig zu stellen, aber wir haben gesehen, daß er seinen Entschluß änderte und auf die Wünsche seiner Freunde einging.

Er sandte jedoch einen Major Brändström, der sich

damals in Neapel aufhielt, an Bord des Schiffes, um sich direkte Nachricht über die Instruktionen des Chefs zu verschaffen. Während aber Brändström von der einen Seite an Bord stieg, verließ Palmquist es in einem Boote auf der andern Seite, und als der Erstere sich in die Kajüte des Kommandeurs begab, stieß derselbe von Bord und fuhr an's Land.

Um dieselbe Zeit ließ General Acton eine Wache von zehn Mann vor der Thür des Barons Armfelt aufmarschiren.

Die von Rom angelangten Banditen hießen Pietro Pasquini und Vincent Mori, angeführt von Benedict Mori, einem Bruder Vincents.

Sie durchwanderten erst einen großen Theil der Stadt, und begaben sich endlich nach Chiaja, einer Promenade an der Küste.

„Die Uhr schlägt fünf," sprach Benedict. „Man soll sich nicht darüber beklagen, daß wir zögern."

„Hier sollen wir ja fernere Befehle empfangen."

„Man hat uns nicht hintergangen ... siehst Du? ... Du meinst die blaue und gelbe Flagge dort?"

„Piranesi sagte mir, wenn diese Flagge auf der Rhede wehe, dann würde es etwas werden."

Während sie so mit einander sprachen, trat eine vierte Person aus einer der nächsten Straßen und lenkte ihre Schritte auf die Banditen zu.

Seine Gesichtszüge waren scharf und bestimmt, sein Teint dunkel, sein Blick entschlossen.

„Willkommen!" riefen die Drei ihm entgegen.

„Das ist herrlich! ... Willkommen! Wir haben Dich nicht gesehen, seit Du durch Rom nach Deutschland gingst. Was treibst Du jetzt?"

Der Angeredete legte seinen Finger auf den Mund, gleichsam um Vorsicht anzudeuten, darauf machte er ein geheimes Zeichen, welches Benedikt und die Uebrigen wiederholten.

„Also, Du befiehlst uns?"

Der Mann nickte ihnen Beifall zu.

„Todt oder lebendig!" sprach er.

„Richtig, das ist die Losung! Du bist unser Mann."

„Befiehl uns!"

Der Leser wird an der kurzen Art und Weise bereits Curenzio wieder erkannt haben, denselben, der von Vincent dem Abbé d'Heral und Vignes nach Düsseldorf nachgesendet wurde, um sich des sogenannten Revolutionsplanes des Barons Armfelt zu bemächtigen, einen Auftrag, dessen Curenzio sich zur vollständigsten Zufriedenheit der Partei entledigte.

„Todt oder lebendig!" wiederholte Curenzio auf's Neue, „das ist in Kürze unsere Instruktion."

Das Gespräch fand unter einem der großen Bäume statt, welche Chiaja schmücken.

„Gebt wohl Acht,“ fuhr er fort, „auf das, was ich Euch jetzt sagen werde.“

In diesem Augenblicke bewegte sich die Krone des Baumes und sein Laub zitterte.

„Was war das?“ bemerkte Benedikt, „ich hörte etwas.“

„Es war nur der Wind, der durch die Blätter fuhr.“

„Rede, rede!“

Von der hohen dichten Krone des Baumes spähete jedoch ein Auge auf die Banditen herab.

„Armfelt darf uns nicht entschlüpfen .... es wird unser Fehler sein ... Alles ist wohl berechnet.“

Piranesi sagt in einem seiner Briefe Folgendes:

„Sein Hauptspion beobachtete von dem Augenblicke an, wo der schwedische Kutter auf der Rhede von Neapel ankerte, gleich einem Aëronomen von seinem Observatorium jede Bewegung des Neapolitanischen Hofes. Er sah nämlich voraus, durch die Beobachtungen geleitet, die in hundert verschiedenen Richtungen Armfelt umgaben, daß der Hof demselben allen möglichen Vorschub zur Flucht leisten würde, und deshalb lagen Fischerboote längs des Hafens von St. Lucia bis zum Hotel des Ritters Hamilton bei Pausilippo, bereit, die Jeden kontroliren sollten, der aus und ein ging, und ihn von Allem benachrichtigen. Außerdem hatte dieser Hauptspion für eigene Rechnung fünf volle Tage eine große Felucke segel=

fertig, um Baron Armfelt, wenn er seewärts entfliehen sollte, zu verfolgen.

Auf dem Lande wiederum gab es in der Stadt wenige Orte, und in den verdächtigen Häusern keinen einzigen Thorweg, wo nicht Spione postirt waren, und an mehr denn einem Orte waren Pferde gesattelt und Wagen angeschirrt, um Armfelt sofort nachzusetzen, im Fall er zu Lande eine Flucht unternehmen sollte."

In einem anderen Briefe erzählt Piranesi mit Entzücken, wie seine Agenten unabläßig in Bewegung waren, um Baron Armfelts geheimsten Bewegungen nachzuspüren, wie sie nicht allein auf öffentlichen Plätzen, am Hafen, in Kellern und Wirthshäusern, sondern auch in den Vorgemächern, selbst denjenigen nicht ausgenommen, wo die Wache Hellebarden und Bajonnette führt, zu finden waren. Und er schließt mit der Aeußerung und dem Versprechen, einst ein ganzes Buch über diese unverschämte, unwürdige Spionage zu schreiben, was jedoch zur Betrübniß der Skandalsüchtigen nicht geschehen ist.

Nachdem Eurenzio seinen Kameraden in der Hauptsache das mitgetheilt hatte, schwieg er eine Weile.

„Armfelt ist von allen Seiten her bewacht," begann er endlich wieder. „Ergibt er sich nicht gutwillig der schwedischen Regierung, so müssen wir ..."

„So müssen wir ... wir verstehen schon!"

„Er beabsichtigt heute Abend Theil an den Carnevalsfreuden zu nehmen."

„Maskirt?“

„Maskirt.“

„Hier sein Signalement.“

„Schön!“

„Keine Gewaltthätigkeit bis ich das Zeichen gebe.“

„Schön!“

„Wir treffen uns im Schloßpark.“

„Rechne auf uns.“

Eine Weile nachdem die Banditen sich getrennt hatten, blickte ein blasses Antlitz vorsichtig durch das Laub des Baumes hervor. Als der Mann nach allen Seiten hin gespäht und Niemand entdeckt hatte, zog er den Kopf wieder zurück und wenige Minuten später sah man, wie er schnell und gewandt sich am Stamme hinab gleiten ließ, worauf er mit schnellen Schritten sich entfernte.

Der Mann hieß Setola.

Vor dem Hotel, wo Baron Armfelt wohnte, standen zwei Equipagen. Die eine war ein Reisewagen, auf welchem bereits mehrere Koffer festgeschnürt waren. Die andere war ein in Neapel ganz neues Fuhrwerk, nämlich eine Droschke mit zwei Pferden bespannt, aber auch russische oder polnische Art, so daß das eine Pferd gleichsam zur Parade neben dem eigentlichen Zugpferde trabte. Die Neapolitaner, die früher kein solches Fuhrwerk ge-

sehen hatten, betrachteten es als für den Carneval bestimmt.

Schon im Sommer 1793 hatte Armfelt seine Gemahlin nach Neapel kommen lassen, wo sie den Winter über verbrachte.

Ueber ihren Aufenthalt in Neapel ist nichts Besonderes zu berichten. Still und freundlich, wie sie von Charakter war, mischte sie sich nicht in Armfelts Pläne und war ihm auch in seinen Amouretten nicht hinderlich. Wenn auch die Eifersucht in ihrem innersten Herzen wohnte, so war dies doch mild, wie das einer Taube. Sie wußte, daß er im Innersten seines Herzens ein Gefühl nur für sie allein hegte. Die Neigungen, die er den Tag über zur Schau trug, gehörten nur der Toilette seiner warmen Seele, und sowie diese Toilette nur dem Augenblicke galt, war sie auch viel öfter die des Diplomaten, als die des leidenschaftlichen Mannes. Wenn sie sich auch hierin irrte ... sie glaubte es und war zufrieden. Durch die Harmonie ihres Wesens gefiel sie Allen, und selbst die, welche Armfelt liebten, liebte auch sie. Der Neid und die Eifersucht wagten nicht, sich ihr zu nähern. Immer aufmerksam und gut gegen Armfelt, wollte er sie auch selbst in den Stunden, wo er Andere anbetete, nicht verlieren, denn wenn sie ihm auch als Geliebte nichts galt, als Gattin und Mutter wußte er sie zu schätzen.

In der Liebe hatten Viele den Vorrang, in Freundschaft und Vertrauen stand sie weit über allen Anderen.

Während Armfelt das im vorigen Kapitel geschilderte Gespräch mit General Acton führte, hatte seine Gemahlin eine Audienz bei der Königin Marie Caroline, und sie verließen zu gleicher Zeit das Schloß.

„Du begibst Dich also nicht nach Schweden, sondern bleibst hier," sprach sie, als sie einander begegneten.

„Ja, Hedwig, ich bleibe hier. Was meinst Du, wenn Du allein zurückkehrtest?"

„Das würde allerdings nicht angenehm sein, Armfelt, aber was hilft es ... ich bin der Ansicht, daß Du jedenfalls Recht thust, und meine Sehnsucht muß Deinem Vortheile weichen. Hier hast Du Freunde .... treue Freunde ... wo hast Du sie in Schweden? Hier weiß ich Dich sicher; dort würde ich in einer ewigen Furcht um Dich sein. Du weißt, ich wünschte Dein Hierbleiben weit eher, als Du selbst daran dachtest, aber ..."

„Du wolltest etwas sagen, Hedwig?"

Hedwig schlug die Augen nieder und eine leichte Röthe färbte ihre Wangen.

„Aber ..."

Sie unterbrach sich abermals.

„Ich sehe, es liegt Dir etwas auf dem Herzen, und Du darfst nicht reisen, bevor Du mir es gesagt hast."

„Das war nur kindisch von mir, Armfelt ... kümmere Dich nicht um mich. Es war nichts!"

Armfelt betrachtete sie mit einem herzlichen, aufrichtigen Blicke.

„Kindisch, sagst Du! Ach Hedwig, alle Liebe ist, genau betrachtet, ein kindliches Gefühl ... Ich gehe sogar weiter; je länger ich lebe, desto mehr überzeuge ich mich, daß Alles, was wirklich gut und schön in dieser Welt ist, im Grunde auf einem kindlichen Gefühle ruht. Es verhält sich auch so mit Dir, Hedwig, und Deine Gefühle für mich sind in der That kindlich. Aber ich liebe Dich auch deshalb, liebe Dich innig und warm ... und liebe Dich täglich mehr. Sage mir deshalb, was wolltest Du? was liegt Dir auf dem Herzen, jetzt, wo wir uns trennen?"

Während Armfelt sprach, blickte Hedwig ihn voll Vertrauen an.

„Ich kann es Dir jetzt nicht sagen ... ich erröthe."

„Aber ich bitte Dich, sage es mir doch ... rede!"

„Ich hatte die Absicht, Dich zu bitten, Du möchtest, wenn ich fort bin, auch mitunter meiner gedenken."

Und während sie halblaut diesen Wunsch aussprach, schmiegte sie sich an ihn, als wolle sie den Purpur ihrer Wangen an seiner Brust verbergen. Armfelt schlang seinen Arm um sie und drückte seine Lippen auf die ihrigen.

Eine Stunde der wahren, reinen Liebe verstrich, und erst als Droon eintrat, um zu melden, daß der Vetturin bereit sei, kamen sie wieder zu sich selbst.

Am Wagen trennten sie sich. Hedwig ging nach Venedig, und Armfelt begab sich wieder nach Villa reale.

Aber als Hedwigs Fuhrwerk die Stadt verlassen wollte, trat ein Läufer an dasselbe heran und übergab ihr ein Billet.

Sie erbrach es und las:

„Meine Freundin!

„Ich will hoffen, daß diese Zeilen Sie noch zu rechter Zeit erreichen. Sie wissen, daß unsere Feinde in einer eben so unverschämten, wie systematischen Weise uns mit Spionen umgeben, aber es ist mir geglückt, ihnen auf die Spur zu kommen. Spionage gegen Spionage, es gab kein anderes Mittel. Jedenfalls müssen wir unsere ganze Aufmerksamkeit anwenden, um das Spiel nicht zu verlieren. Die Maske selbst ist nicht mehr sicher. Man muß selbst die Maske maskiren und eine Verkleidung über der andern tragen. Indessen wage ich kaum, auf mich selbst zu bauen, sondern bitte Sie, nicht zu eilen. Bleiben Sie hier, aber ohne daß Jemand es erfährt. Sie verstehen mich? Alle Anderen müssen in dem Wahne bleiben, daß Sie bereits abgereis't sind. Wenn Sie meinen Wunsch erfüllen wollen, dann folgen Sie meinem Boten, auf dessen Rechtschaffenheit Sie rechnen können."

Das Billet war nur mit zwei Buchstaben unterzeichnet, aber Hedwig kannte die Handschrift und erblickte hierin wieder einen neuen Beweis der Freundschaft der Oberhofmeisterin.

Der Vetturin war leicht zu bewegen, voraus zu fahren und Hedwig am folgenden Tage außerhalb der Stadt zu erwarten.

Der Läufer führte Hedwig in ein Hotel, wo sie mit aller der Aufmerksamkeit empfangen wurde, welche die Freundschaft der Oberhofmeisterin ihr bereitet hatte.

Mit Angst und Beben empfing sie hier noch mehrere Aufklärungen, und wir verlassen sie, während sie damit beschäftigt ist, sich auf die Rolle vorzubereiten, zu deren Uebernahme die Oberhofmeisterin sie überredet hat.

Die Droschke mit den zwei Pferden bespannt, steht noch immer vor dem Hotel, in welchem Baron Armfelt wohnt.

Wem gehört wohl dieser Wagen?

Begeben wir uns eine Treppe hinauf und treten bei Vincent ein.

Wir finden ihn von mehreren Personen umgeben, welche, wie es scheint, Befehle von ihm empfangen.

„Verlaßt mich jetzt," sprach er, „ich kann nicht viel reden, aber ich weiß, daß Ihr Verstand und Urtheil besitzt. Curenzio wird Euch von Allem unterrichten, was noch nicht besprochen sein dürfte. Ihr könnt Euch auf ihn verlassen, wie auf mich. Lebt wohl!"

Und gestützt, theils auf Cazal, theils auf einen

Stock, kehrte er ihnen den Rücken und begab sich in ein anderes Zimmer.

„Ist der Wagen vorgefahren?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Nun, dann kleide mich an."

Cazal führte diesen Befehl aus, und obgleich Vincents Leiden jede Bewegung mit Schmerz verband, bemerkte man doch keine Veränderung seiner Gesichtszüge. Kalt und hart in der Gefahr, war er auch kalt und hart im Schmerz.

Als Vincent sich erhob, trug er eine prachtvolle Uniform mit reichen Goldstickereien versehen und mit Pelz verbrämt. Die reiche Tracht war fast fürstlich, und man bemerkte deutlich, daß ein Gefühl von edelm Stolz und vornehmem Muth ihn erfüllte. Vincents Haltung war in dieser Bekleidung auch militairischer. Er schien selbst höher zu sein, und seine ganze Figur trat vortheilhaft hervor.

Seine Brust schmückten zwei Orden, der Stanislaus und der weiße Adler, welche mit Trauerflor umwunden waren.

Aber ungeachtet der glänzenden Uniform, und obgleich sein Blick scharf und feurig war, trug doch sein ganzes Aeußere das Gepräge der Kränklichkeit, es schien, als habe eine große Trauer seine Gesundheit untergraben, und als erinnere sie ihn stündlich an die Vergänglichkeit.

Cazal hatte seit lange seinen Herrn nicht begriffen, aber er schwieg. Namentlich war Vincent ihm in den letzten Tagen unerklärlich vorkommen, während welcher mehrere unbekannte Personen Zutritt bei ihm erhielten, mit welchen er kaum ein Wort sprach, sondern nur mit verschwenderischer Hand Geld einhändigte. Nichts überraschte jedoch Cazal so sehr, als da Vincent ihm befahl, seine Uniform herbeizubringen, und gleichfalls sein polnisches Fuhrwerk herstellen zu lassen.

Vincent ging im Zimmer auf und nieder, es schien, als überlege er etwas, was seine ganze Seele in Anspruch nahm.

Aber sein Antlitz wurde während dessen immer härter und schärfer, immer kälter und blässer.

Vincent warf einen Blick in den Spiegel und schien selbst sein leichenblasses Antlitz mit ernster Miene zu betrachten, aber er blieb kalt.

Als er in das äußere Zimmer trat, blieb er vor dem Portrait stehen, welches er einmal Adlerstjerna zeigte. Er blieb lange vor demselben stehen, ohne ein Wort zu reden, aber er kreuzte die Arme über die Brust und richtete sich stolz empor. Plötzlich wendete er sich ab und die Schnelligkeit seiner Bewegung ließ glauben, daß er sich mit Gewalt von dem Portrait, oder wohl mehr von den Gedanken trennen wollte, welche dasselbe in ihm hervorrief. Seine Stirn runzelte sich und es war, als jagte ein tiefer Schmerz schnell über sein Antlitz. Wenn man

älter wird und gelitten hat, besitzt das Auge nicht immer eine Thräne, aber wohl die Stirn eine düstere Falte.

„Du sagtest, glaube ich," sprach Vincent endlich, „daß der Wagen vorgefahren sei!"

„Ja, gnädiger Herr."

„Gib mir meinen Domino."

Cazal war ihm behilflich den Domino anzulegen. Es war dieselbe Mönchskutte, in welcher wir ihn früher einmal gesehen haben.

Vincent zog die Kapuze über den Kopf.

„So. Gib mir Deinen Arm."

Als Cazal Vincent die Treppe hinab begleitet und ihm in den Wagen geholfen hatte, befahl Vincent dem Kutscher zu fahren.

„Wohin?" frug dieser.

„Nach ... Villa reale."

„Gnädiger Herr," bat Cazal, „darf Ihr alter treuer Diener Sie nicht begleiten? Sie sind krank und schwach, erlauben Sie, daß ich Sie begleite."

„Nein."

Cazal streckte bittend seine Hände aus, in seinen Augen glänzte eine Thräne.

„Halt!" rief Vincent dem Kutscher zu.

„Leb' wohl, Cazal," fuhr er fort und reichte dem alten Diener seine Hand. „Sollte ich heute Abend nicht nach Hause kommen ..."

Er hielt inne, als sei er von seinen eigenen Gedanken überrascht.

Cazal blickte ihn erstaunt an.

„Nun … weshalb nicht? Nichts ist unmöglich!“ murmelte er. „Also… wenn ich heute Abend nicht nach Hause kommen sollte, dann suche mich …“

Er unterbrach sich hier wieder.

„Wo, wo?“ frug Cazal.

„Weiß ich es? … suche mich … suche mich dann im Dominikanerkloster.“

„Ach ja, ich werde Sie aufsuchen, gnädiger Herr, und wäre es an der äußersten Grenze des Lebens.“

„An der Grenze des Lebens, sagst Du. … Thue das, Cazal.“

„Gnädiger Herr …“

„Fahre zu, Kutscher!“

Noch ein Wort …“

„Fahre zu!“

Umgeben von einigen wenigen Personen, dem Staatsrath angehörend, empfing Ferdinand, der gutmüthige König der beiden Sicilien, die Berichte des General Acton über die wichtigsten politischen Tagesfragen. Unter diesen spielte Baron Armfelts Angelegenheit die vornehmste Rolle.

Nachdem Acton seinen Bericht beendet, sprach der

König seine warme Theilnahme für den Verfolgten aus, und seit lange hatte seine Umgebung ihn nicht mit solchem Interesse irgend eine öffentliche Angelegenheit umfassen gesehen.

„Armfelt kann auf meinen Schutz rechnen,“ sagte er. „Unterlaßt nichts, Acton, was zu seinem Schutze gehört. Seine Regierung ist ungerecht, und wir werden uns nicht dieselben Anschuldigungen zur Last legen lassen. Wenn sein Vaterland ihn verstößt, wird er immer hier ein neues finden.“

„Ich erwarte den Befehlshaber des schwedischen Kutters jeden Augenblick. Was befehlen Ew. Majestät, das ich ihm antworten soll?“

„Sage ihm, was Du willst ... erinnere Dich nur immer, daß Armfelt unter keiner Bedingung ausgeliefert werden wird ... Du verstehst mich.“

„Ich verstehe Ew. Majestät vollkommen.“

Ferdinand verabschiedete darauf seine Umgebung, sehr zufrieden mit sich selbst durch die Energie, die er entwickelt hatte.

„Ich werde ihnen da oben im Norden zeigen, daß auch ich König bin!“ murmelte er.

Nach dieser kleinen Anstrengung versank er bald wieder in seine gewöhnliche Gemüthsverfassung, und begab sich in eines der inneren Gemächer, woselbst er eine Werkstatt für kleine Fischergeräthschaften und Jagdgewehre eingerichtet hatte. Eine neue Idee war ihm bei-

gekommen, die, wie er glaubte, eine wichtige Veränderung bei dem zum Angeln gebräuchlichen Fischergeräthe hervorrufen würde.

Während er mit Befriedigung einen neu konstruirten Angelhaken besichtigte, öffnete sich hinter ihm die Thür, und man erblickte ein blasses, mageres, kränkliches und abgezehrtes, aber doch außergewöhnlich interessantes Gesicht.

Der König hörte nicht, daß die Thür aufging, er blieb in seiner Stellung über die hübsche Angelerfindung gebeugt, und so verstrich eine Weile, während welcher auch der Fremde unbeweglich auf der Schwelle stehen blieb.

Aber der König brauchte Feuer, um einen der kleinen Haken zu verstählen, und er erhob sich, um eine Spirituslampe anzuzünden. Bei dieser Bewegung erblickte er den Eingedrungenen in der Thür.

Erstaunt betrachtete er ihn lange; es schien, als kenne er ihn und wisse nur nicht, wo er ihm einen Platz in seinen Erinnerungen geben sollte.

Den Fremdling, in einer polnischen prachtvollen Uniform mit zwei jedoch durch Trauerflor verhüllten Orden auf seiner Brust, wird der Leser schon erkannt haben. Er blieb schweigend auf der Schwelle stehen.

Allmählig belebten sich die Züge des Königs, er näherte sich dem Unbekaunten und streckte seine Arme gegen ihn aus. Dieser beugte jetzt ein Knie vor dem Monarchen.

„Nicht wahr, ich irre mich nicht. Es ist Lubomirsky!“ rief der König; „mein alter theurer Freund!“ und er hob ihn aus seiner knieenden Stellung auf und schloß ihn in seine Arme.

Die Familie Lubomirsky ist eine der ältesten und ausgezeichnetsten Familien Polens. Ihre Ahnen gehen weit zurück, und der Name dieser Familie strahlt nicht allein, wo Polens Söhne um ihre Freiheit gekämpft, sondern auch auf dem Wege der friedlichen Ueberlegung und Berathschlagung, welcher manchmal eben so wichtig, wenn nicht wichtiger, als der des offenen Kampfes ist. Der Kronmarschall Fürst Lubomirsky, dessen Name neben dem sinkenden Throne des Stanislaus August strahlt, hatte sechs Brüder.

Mit einem dieser Brüder haben wir den Leser unter dem Namen Vincent Pauletti bekannt gemacht.

Vincent hatte dreist und tief in die Geschichte seines Vaterlandes eingegriffen, aber er verließ es, als Katharinens Gesandter Bewers die Conföderation zu Grodno aufhob. Von diesem Augenblicke an betrachtete er das Land als verloren und nahm keinen Theil an der Verschwörung Kosciusko's, Potocky's und Malakowsky's, die so unvermuthet am 24. März 1794 ausbrach, und, wenn sie auch eine kurze, wie ein Meteor leuchtende Kriegsgeschichte besitzt, doch mit der vollständigen Unterdrückung Polens endigte.

Vincent Lubomirsky war eine kurze Zeit Castellan

von Krakau gewesen, und als solcher hatte er Wanja's Bekanntschaft gemacht. Auf ihn gingen später die fürstlichen Güter Raszanowsky über, welcher Familie sie von mütterlicher Seite angehörte. Dieser fremde Name und die Veränderung, welche die Trauer langer Jahre bei Wanja hervorgerufen hatte, ließen auch Armfelt bei ihrem ersten Auftreten in Stockholm in Zweifel über die Wahrhaftigkeit ihrer Person . . . .

. . . .

König Ferdinand der Vierte war im Jahre 1768 als siebzehnjähriger Jüngling mit der sechzehnjährigen Tochter der Kaiserin Maria Theresia vermählt worden. Vincents Bekanntschaft mit dem Könige war noch älter als seit jenem Jahre, und da sie noch nicht ausgestorben war, muß sie einen besondern Ursprung gehabt haben. Dies war auch der Fall. Vincent und Ferdinand hatten einander in Wien getroffen, als noch keine politische Wirksamkeit den Erstern in Anspruch nahm. Es gehört nicht hierher, die Details dieser Freundschaft zu erzählen, es genügt, daß sie damit begann, daß Vincent, ohne Ferdinand zu kennen, sein Leben für Ihn auf's Spiel setzte."

Als Ferdinand jetzt endlich Vincent aus seinen Armen ließ, betrachtete er ihn noch einmal.

„Sie sind alt geworden, Fürst, kränklich ... Du leidest ... wenn ich mich nicht irre."

„Es ist wahr, Majestät, ich leide, aber es sind auch

meine Leiden, die mich nach Neapel geführt haben. Die Luft ist so mild, das Klima so wohlthuend. Aber auch Sie, Sire, sind älter geworden, das Einzige, was noch jung geblieben, ist Ihr Herz. Ja, ja, ich irre mich nicht, das ist jung und gut, offen und freundlich. Ich traf Ihren alten Kammerdiener... er ist ein Greis geworden, aber er erkannte mich wieder, und ich brauchte nicht viele Worte zu machen, um direkt hierher geführt zu werden. Ew. Majestät haben noch immer denselben alten Diener, und deshalb hoffte ich, würden Sie auch eine alte Jugendbekanntschaft nicht vergessen haben."

„Sollte ich mich meiner Jugend nicht erinnern? Was sagen Sie, mein Fürst. Keine Erinnerungen sind so erfrischend, als gerade die aus den Jugendjahren. Ich erinnere mich noch sehr wohl ..."

„Als Sie zum ersten Male, Sire," unterbrach ihn Vincent, „mit Ihrer jetzigen Gemahlin zusammentrafen. Wie war sie schön und einnehmend .... nur funfzehn, sechszehn Jahre alt, wenn ich mich nicht irre."

Es schien, als berühre Vincent mit Absicht gerade diese Episode aus dem Jugendleben des Königs. Er betrachtete wenigstens denselben mit einem ernsten, forschenden Blicke.

„Es war im Prater," fuhr Vincent fort.

„Sie haben Recht, mein Fürst, es war wirklich im Prater. Ich ritt eine Isabelle, ein prächtiges, stolzes Thier ..."

„Der Tag war herrlich, es war ein schöner Sommertag!“

„Und die Volksmasse ... man schätzte sie auf funfzig- bis sechzigtausend Menschen.“

„Ja, es war unerhört ... prachtvolle Equipagen rollten an einander vorüber, von Husaren umgeben ...“

Während Vincent sich in diese Erinnerungen vertiefte, bekam sein Antlitz ein etwas wärmeres Colorit.

„Die Volksmasse bewegte sich vorwärts wie ein einziges großes gigantisches Thier. Welches Treiben, welches Leben! wie mächtig und jubelnd!“

„Erinnern Sie sich noch der Zelte und Buden, des Gesanges, der Musik und des Tanzes, Majestät?... aber, ich erinnere mich noch einer Sache ...“

„Reden Sie, Fürst, reden Sie!“

„Ew. Majestät war am Abend vorher in Wien angekommen und wünschten Ihr Incognito einige Tage zu bewahren.“

„Ich erinnere mich dessen, ja, ja. Ich wollte mich einmal auf eigene Faust amüsiren; ich war jung.“

„Entsinnen sich Ew. Majestät auch, daß ich neben Ihnen ritt?“

„Sehr wohl.“

„Entsinnen Sie sich auch des jungen schönen Mädchens?“

„Allerdings ... es war eine Bajadere, nicht wahr? Wie schön war sie! sie ging nicht, sie tanzte, sie flog.“

„Wir folgten ihr, Majestät. Sie wollten es so.“

„Ja wohl ... allerdings, ich war noch ein Knabe.“

„Und wie blickte sie munter auf Sie zurück; welche Augen hatte sie nicht.“

Ferdinand wurde wieder jung, seine Wangen glühten, und er blickte fröhlich um sich.

„In diesem Augenblicke,“ fuhr Vincent fort... aber er schwieg und warf einen scharfen Blick auf den König.

„Rede weiter!“ drängte ihn der König, der sich immer wohler unter dem Einflusse seiner Jugenderinnerungen befand.

„Der Himmel weiß,“ fuhr Vincent fort, „wie weit die schöne Bajadere Ew. Majestät hätte verlocken können, wenn nicht ...“

„Wenn nicht ...?“

„Der Jubel der ungeheuern Menschenmasse Ihre Aufmerksamkeit anders wohin gelenkt hätte.“

„Der Jubel ... jetzt weiß ich nicht, was Du sagen willst.“

Ein leichter Farbenwechsel auf Vincents Gesicht zeigte, daß die Antwort des Königs einen gewissen Eindruck auf ihn machte. Welchen, war jedoch unmöglich zu errathen.

„Wie ich sage, Majestät, der Jubel der ganzen Volksmasse.“

„Ah, Fürst, Sie meinen, als der Kaiser kam!“

„Kaiser Joseph, ja, Majestät. Aber entsinnen Sie

sich vielleicht Jemandes, der neben der verwitweten Kaiserin Marie Theresie saß?"

„Ah, ich verstehe. Marie Caroline! Still, Fürst! sie ist jetzt meine Gemahlin."

Die Jugendwärme, welche die Erinnerung an die Bajadere auf den Wangen des Königs hervorgerufen hatte, verschwand, als Vincent das Bild seiner Gemahlin weckte.

Die Veränderung entging der forschenden Aufmerksamkeit Vincents nicht.

„Ew. Majestät konnten Ihren Blick nicht von der schönen Gestalt der Prinzessin trennen."

„Ja, damals, ja wohl, Lubomirsky. Jetzt ..."

Es schien, als beachte Vincent die Worte des Königs nicht.

„Am Abend desselben Tages besuchten Sie das Burgtheater. Ew. Majestät wurden in die kaiserliche Loge eingeladen ... Erinnern Sie sich, daß sich Ihnen die Bajadere zeigte, die in einer der Ranglogen saß ... Sie hatten damals keine Zeit, dem armen Mädchen einen Blick zu schenken ... Sie hatten nur Augen für die junge schöne Prinzessin."

Der König seufzte.

„Ew. Majestät seufzen!"

„Ganz unwillkürlich, mein Freund. Apropos, sahst Du die Bajadere jemals wieder?"

„Nein, Majestät."

„Aber mein Gott, warum hast Du mich denn an sie erinnert?“

„Wenn man eine so schöne und geistreiche Gemahlin hat, wie Ew. Majestät, was ist dann eine Bajadere weiter, als ein flüchtiger Blumenduft, der einen Augenblick unseren Sinnen schmeichelt ...“

Ferdinand wat eigentlich nicht leichtsinnig, aber es passirt Königen sowohl wie anderen Leuten, daß sie nach Verlauf längerer Jahre lieber an eine Bajadere als an ihre Gattin denken.

„Ich bin überzeugt, daß Königin Marie Caroline noch heutigen Tages nicht allein die geistreichste und erste, sondern auch die schönste und vollkommenste Dame des Königreiches ist.“

Ferdinand, der einen Augenblick den Kopf gesenkt hatte, erhob ihn wieder, und es schien, als bekäme er selbst neues Leben.

„Sie haben Recht, Fürst. Sie ist es wirklich, sie ist noch schön.“

„Ew. Majestät nehmen jedoch eine so ernste Miene an.“

„So! glauben Sie das, Fürst?“

„Ich fürchtete ...“

„Was fürchteten Sie?“

„Ach nein, nichts ... ich wollte eigentlich gar nichts sagen.“

„Sprechen Sie Ihre Ansichten aus. Wir reden ja

wie alte Freunde. Ich sah ernst aus, sagten Sie, und Sie wollten daraus Schlüsse ziehen."

„Bei weitem nicht, Majestät; man hat mir nur gesagt ..."

„Was hat man gesagt, Fürst?"

„Man schwatzt Dies und Jenes, aber diesmal darf ich versichern, hat man nichts gesagt."

„Sie wollen es mir nur nicht sagen. Aber etwas hat man gesagt ... Sollte man wohl ... davon reden, daß ich zum Beispiel nicht glücklich sei?"

„Gott bewahre, Majestät, das hat man nie gesagt, aber ..."

„Aber, sagen Sie! Vielleicht hat man etwas gesagt, was einen weniger vortheilhaften Begriff von meinem Hofe geben könnte?"

„Ich betheure, Majestät, daß ich Nichts gehört habe, man sagt nur ..."

„Was sagt man ... reden Sie! reden Sie!"

Ferdinand war nicht mehr derselbe, wie vor wenigen Augenblicken. Seine Stirn war düster und drohend geworden, und man sah deutlich, daß seine innersten Gedanken berührt worden waren.

„Bin ich nicht glücklich?" frug er. „Wer kann glücklicher sein als ich? Mein Volk liebt mich, meine Freunde lieben mich, meine Gemahlin verleiht meinem Hofe Glanz und verbreitet Glück um sich her."

Um die Gedanken des Königs auszuforschen, hatte

Vincent ihn an seine erste Neigung für Marie Caroline, aber zu gleicher Zeit an seine Bajadere erinnert. Der Menschenkenner sah, daß mehr Wollust als Liebe, und mehr Stolz als Wollust im Herzen des Königs wohnte.

Vincent schien in Zweifel zu sein, wie er das Gespräch fortsetzen solle.

„Ew. Majestät," begann er jedoch wieder, „es scheint, als hätten Sie mich ganz und gar mißverstanden. Europa kennt und schätzt die Weisheit, durch welche Sie Ihr Volk glücklich machen, es achtet die edeln königlichen Absichten Ihrer Handlungen, und die fürstliche Humanität, durch welche Sie es verstehen, die Liebe und das Vertrauen aufrecht zu erhalten. Ihre Gemahlin, Sire, wird nicht weniger bewundert. Man sagt mit Recht, daß sie ein Juwel des Thrones sei, und wenn irgend ein Volk glücklich ist, so dürfte es das der beiden Sicilien sein. Wenn man etwas sagt, Majestät, so ist es von so untergeordneter Bedeutung, daß Sie gewiß darüber lächeln werden."

„Verschweigen Sie mir nichts, mein Fürst."

„Das beabsichtige ich nicht, Ew. Majestät. Ich bin nicht Ihr Unterthan, ich bin ein Fremder ... und wie Sie mich selbst genannt haben, ein alter Freund. Ich will auch, weil Ew. Majestät selbst diesen Gegenstand berührt haben, wie ein alter Freund reden."

„Fürst, Sie wecken meine Neugierde."

„Ein schwedischer Kutter hat heute auf der Rhede Anker geworfen.“

„Nun?“

„Dieser Kutter soll, wie allgemein erzählt wird, deshalb ausgesandt sein, um Baron Armfelt, den sämmtliche europäische Zeitungen einer Conspiration gegen sein Vaterland anklagen, von hier abzuholen.“

„Weiter ... fahren Sie fort.“

Ferdinand zog sich wieder in sich selbst zurück.

„Man erzählt sich ferner, daß Armfelt außergewöhnlich gut am Neapolitanischen Hofe angeschrieben stehe.“

„Man spricht die Wahrheit; ich schätze ihn hoch.“

„Man sagt, daß Ew. Majestät dermaßen von ihm eingenommen sein solle, daß Sie sich entschlossen haben, ihn nicht auszuliefern.“

„Und wenn dies wirklich der Fall wäre!“

„Sollte es möglich sein?“

„Ja, mein Freund. Ich beabsichtige ihn vor dem unversöhnlichen Hasse und der bittern Rache zu schützen, die ihn von Schweden vertrieben und selbst bis hierher verfolgt haben. Schützen vor der unerhörten Spionage, womit man ihn hier umgeben hat. Verhindern, daß er durch die Dolche der erkauften Banditen fällt, die sich in seinen Fußstapfen umherschleichen. Ich zürne nicht oft, aber ich fühle mich empört, wenn ich daran denke, daß

eine Regierung die Hilfsmittel eines ganzen Landes in Anspruch nimmt, um eine einzige Person zu verfolgen."

Vincent fühlte sich ungemein durch die Wärme überrascht, mit welcher Ferdinand sprach.

„Ew. Majestät ..."

„Lassen wir diesen Gegenstand fallen, Lubomirsky, er gehört nicht hierher. Wenn Europa weiter nichts gegen mich zu bemerken hat, dann mag es gern schwatzen."

Vincents Wesen wurde wieder verschlossen und kalt. Ein Gefühl des Mitleids hatte so eben seine Worte gelenkt, jetzt bereuete er dieses Gefühl als eine Schwäche.

Armfelt war allerdings von allen Seiten wie ein gehetztes Wild umstellt, aber so lange er den persönlichen Schutz des Königs Ferdinand besaß, war Vincent doch des Ausgangs ungewiß. Dieser Schutz mußte deshalb durchaus beseitigt werden.

Ohne eine persönliche Zusammenkunft mit Ferdinand war dies nicht möglich, und obgleich ungern, hatte er sich einer solchen unterzogen.

Durch seine Spione in alle Intriguen des Hofes eingeweiht, zweifelte er nicht, sie zu erreichen, obgleich er sich einen Augenblick dagegen sträubte, die Augen des frommen Ferdinand zu öffnen und ihm zu sagen, daß auch zu seinen Füßen ein Abgrund gähne.

Die bestimmte Erklärung Ferdinands zeigte jedoch Vincent deutlich, daß Armfelt an Ferdinand einen zuverlässigen Beschützer gefunden, und Alles, was Zweifel

und Mitleid hieß, verschwand jetzt aus Vincents Berechnung.

„Ich billige die Ansichten Ew. Majestät nicht allein, weil sie großmüthig und human und rechtschaffen sind, sondern auch, weil ich selbst ein verfolgter Flüchtling bin, der Schutz innerhalb der Grenzen der Staaten Ew. Majestät zu suchen wagt ..."

Vincent zögerte hier einen Augenblick.

„Sie verweigern mir ihn wohl nicht, diesen Schutz?" begann er auf's Neue.

„Nein, nein, Fürst, Sie besitzen meinen Schutz, eine Stimme spricht für Sie in meinem Herzen, die keine Politik zum Schweigen bringen soll."

Und Ferdinand öffnete seine Arme, gleichsam als wolle er seine Worte bestätigen.

Vincent schwieg eine Weile ... er lächelte.

„Apropos, Majestät. Jene Bajadere ..."

Ferdinand fuhr bei diesem unvermutheten Apropos zusammen.

„Sie fragten, ob ich sie später gesehen?"

„Ja wohl, haben Sie sie gesehen?"

„So eben, als ich mich hierher begab, Majestät."

Ferdinands Gesichtszüge wurden wieder belebt.

„So eben ... hier ... ist es möglich?"

„Ew. Majestät wissen, daß der Carneval heute begonnen hat."

„Ganz richtig, der Carneval hat begonnen."

„Ich stieg in der Nähe des Schloßparks aus dem Wagen .... einige Schritte weiter begegnete mir eine Equipage, von Läufern und Bedienten umgeben ... sie hielt vor dem Eingange des Parks an und zwei Personen, eine Dame und ein Herr, Beide maskirt, stiegen aus."

„Und diese Dame?"

„War die Bajadere. Ob absichtlich oder nicht, genug, die Maske fiel einen Augenblick, und ich erkannte ihre großen neapolitanisch himmelblauen Augen."

„Braune, Fürst, braune, wollen Sie sagen ... dunkelbraune ... noch richtiger schwarzbraune."

„Tiefblaue Augen, wie ich sage, Majestät. Auch ihre blonden schönen seidenweichen Locken kannte ich wieder."

„Blond? die Bajadere hatte schwarze Locken ... schwarz wie die Nacht."

„Sie irren sich, Sire. Ich erkannte sie gleichfalls an ihrer offenen milden Stirn ..."

„Sie hat eine stolze junonische Stirn, Fürst, eine Stirn, so majestätisch, als sei sie unter einer Königskrone geboren."

„Und ihre schlanke, hohe Gestalt ... sie war noch eben so reizend wie in Wien."

Ferdinands Antlitz veränderte sich, während Vincent sprach.

„Aber von wem reden Sie, mein Fürst, doch nicht von der Bajadere?“

„Sollte ich mich geirrt haben? ach nein, das ist unmöglich. Ihre Lippen schwellend und glühend, lächelten so schön ... sie war als Griechin gekleidet.“

Ferdinand begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Sie ist es nicht, Fürst, ich sage Ihnen, sie ist es nicht. Die Bajadere hatte ziemlich schmale Lippen, das war das einzig Häßliche an ihr.“

Ein kaltes Lächeln spielte um Vincents Lippen.

„Majestät, ich sah sie zum letzten Male im Burgtheater, und es ist wohl möglich, daß ich mich irre .... aber Ew. Majestät, Sie ...“

„Ich ...“

„Ach ja, Ew. Majestät. Sie müssen sie auch später wieder gesehen haben, wenn Sie es auch nicht gestehen wollen.“

Ferdinand sah schalkhaft und zweideutig aus. Er lächelte nicht, aber die Freude strahlte aus seinen Augen. Es war, als flöge ein schöner Traum in eine angenehme Erinnerung über ihn dahin, und wecke mit ihren Flügeln ein wollüstiges Jugendleben aus seinem Schlummer.

„Und wenn es so wäre,“ begann Ferdinand nach einer Weile, „so werden Sie gestehen müssen, daß ich mit um so größerer Sicherheit behaupten kann, daß die Dame, die Sie beschreiben, nicht die Bajadere ist.“

„Aber um Gottes willen, wer sollte sie denn sein ich bin vollkommen überzeugt, daß ich sie früher gesehen habe. Mein Gedächtniß täuscht mich nicht.“

Das Zufriedene, der fröhliche Ausdruck in Ferdinands Antlitz verschwand plötzlich.

„Sie haben Recht, mein Fürst; wer sollte sie denn sein? Sie war als Griechin kostümirt, sagten Sie?“

„Sie trug einen theuern, prachtvollen Schmuck.“

„Von Diamanten?“

„Ganz richtig! sie glänzten wie das klarste Wasser ... aber inmitten derselben strahlte etwas Ungewöhnliches ...“

Ein heftiges Zucken bekundete die Unruhe und Ungeduld, die sich jetzt Ferdinands bemächtigten.

„Etwas Ungewöhnliches! was denn?“

Vincents kalter Blick ruhte unverwandt auf Ferdinand.

„Inmitten der Diamanten, umgeben von denselben, strahlte ein ungewöhnlich großer, wirklich kostbarer Rubin.“

Ferdinand strich mit der Hand über die Stirn, seine Blicke wurden immer schneller und heftiger, und unwillkürlich eilte er im Zimmer auf und ab, während seine Glieder heftig bebten.

„Ein Rubin! sagten Sie. Das war ganz ungewöhnlich! nicht wahr? sehr ungewöhnlich! aber ...“

„Ew. Majestät wollten etwas sagen?“

Ferdinand war nicht länger seiner selbst mächtig.

Ein kalter Schweiß trat auf seiner Stirn hervor, seine Blicke schweiften wild umher, es war, als wolle er sich verbergen, er wußte nur nicht wo.

„Und Sie sahen, daß die Dame blonde Locken hatte?“

„In der That, ich sah es.“

„Und eine milde, strahlende Stirn?“

„Ganz, wie Ew. Majestät sagen.“

„Blaue, dunkelblaue Augen?“

„Wie der klarste Himmel.“

Ferdinand legte die eine Hand auf seinen Rücken, während er mit der andern sein Haar zurückstrich.

In diesem Augenblicke war er fast eben so kalt und blaß, wie Vincent. Seine Lippen zitterten, aber kein einziges Wort drang über dieselben hervor. Ein fürchterlicher Gedanke schien sein ganzes Wesen auf die Folter zu spannen.

Unwillkürlich sank seine Hand von der Stirn auf die Brust herab, wo er sie hart anpreßte, als hätte er die unruhigen qualvollen Schläge seines Herzens dämpfen wollen.

„Glauben Ew. Majestät,“ fuhr Vincent fort, „daß es die Bajadere war?“

Ferdinand erhob den Kopf, als erwache er aus einem unangenehmen Traume.

„Die Bajadere, Fürst?“

Ferdinand versuchte zu lachen, aber das Gezwungene und Schmerzliche dieses Lachens entging Vincent nicht.

„In der That, Fürst, Sie haben Recht, es war die Bajadere; es konnte keine Andere sein ... Alter Freund ... es würde mich amüsiren ...“

„Es würde Ew. Majestät amüsiren!“

„Glauben Sie, Fürst, daß man eine Maske und einen Domino erhalten kann, ohne daß irgend Jemand aus meiner Umgebung davon erführe?“

„Ich werde Ew. Majestät einen solchen verschaffen.“

„Ah, Kamerad, wir werden wieder ausgehen, wie früher, als wir noch jung waren. Wissen Sie ... es ist lange her ... es ist sehr lange her, seitdem ich ...“

„Seitdem Ew. Majestät maskirt waren.“

„Sie begleiten mich doch, Fürst? nicht wahr, Sie zeigen mir doch die Bajadere? Wissen Sie ... ich fühle mich wieder jung ... verschaffen Sie mir eine Maske, bester Freund.“

Und Ferdinand sank auf einen Stuhl nieder mit einem Ausdruck der Verzweiflung, der in der That rührend war.

Nach Verlauf eines Augenblicks sprang er wieder heftig empor.

„Fürst!“ rief er, „Sie haben mir noch nicht gesagt, wer der Herr war, der sie begleitete.“

Vincent schlug bei dieser Frage seine Augen auf

und es war, als wollte er auf einmal das Feuer seiner ganzen Seele entleeren.

„Es war Armfelt," antwortete er.

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zitterte Ferdinand bei diesem Namen.

„Armfelt!" wiederholte er.

„Der feine, elegante, ritterliche Frauenjäger!" fiel Vincent ein; „der unbesiegbare Don Juan des Nordens, gegen welchen der Spanier nur ein Stümper war. Armfelt legt seiner Liebe Genie unter ... er ist Poet, wenn er liebt — ein Apollo in einen Adonis verwandelt. Er ist nebenbei Staatsmann und Diplomat, und weiß, daß der Fächer mächtiger als der Scepter ist, und daß im Boudoir mehr Gesetze gegeben werden, als im Staatsrathe. Ein Sonnenschirm in seiner Hand ist eine politische Zauberruthe."

Ferdinand schwieg, aber ein bitteres Gefühl preßte seine Lippen zusammen.

„Sie thun ganz recht, ihn zu schützen," fuhr Vincent fort, „er ist ein schätzbarer Mann, ein Genie ... in der Kunst zu verführen, ein kühner Diplomat ... unter den Frauen, ein großer Politiker ... wenn es einem schwachen Weiberherzen gilt, ein Staatsmann ersten Ranges ... im Schlafkabinet ..."

„Verschaffen Sie mir einen Domino, Kamerad, ha, einen Domino! .... bei'm allmächtigen Gott ... eine

Maske und einen Domino ... ich will hinaus ... hinaus auf den Carneval."

Er schwieg einen Augenblick, als wolle er sich besinnen.

„Warten Sie, warten Sie! ich habe selbst eine Maske."

Und Ferdinand entfernte sich mit schnellen Schritten.

Nach wenigen Augenblicken trat er mit Maske und Domino ein.

„Sie sagten, mein Fürst, daß Europa seine Augen auf mich richtete ... nicht wahr, Fürst, Europa blickt auf mich?"

„Ja, Ew. Majestät."

„Und man sagt, daß ich unrecht thue, indem ich Armfelt beschütze?"

„Ich kann versichern ..."

„Schön, schön ... Europa wird bald erfahren, daß ich König bin."

„Und Armfelt ..."

„Armfelt ist ein Verräther gegen sein Vaterland."

„Sollte es wirklich möglich sein? Urtheilen Sie doch nicht zu schnell, Majestät. Vielleicht ist er unschuldig."

„Nein, nein, ich bin meiner Sache gewiß. Er ist ..."

„Er ist ..."

„Wie ich sagte, er ist ein Verräther!"

Ferdinand legte jetzt den Domino um und Vincent

warf wieder seine Mönchskutte, nicht allein über die Schulter, sondern auch über den Kopf.

„Kommen Sie, Fürst, kommen Sie."

„Ew. Majestät, ich begleite Sie jetzt, wie in früheren Tagen."

„Kommen Sie, kommen Sie!"

Und der König ergriff den Arm des Fürsten, führte ihn eine geh ime Treppe hinab aus dem Schlosse, und Arm in Arm betraten sie bald den Schloßpark.

Drittes Kapitel.

Der Carneval.

Der Carneval in Rom und Venedig ist ein großartiger Scherz. Das Vergnügen ist pompös, die Freude fürstlich, der Leichtsinn magnifique. In Neapel ist der Carneval mehr ungenirt, die Liebe ist dort mehr eine Orgie und die Intriguen mehr von Saturnalien durchflochten. —

Was der Corso in Rom und Mailand und was der Casaro in Palermo, ist der Toledo in Neapel.

Die Toledo-Straße ist auch eine der schönsten und prachtvollsten Straßen der Welt, aber vor allen Dingen ist sie während des fröhlichen wechselnden Volkslebens der Carnevalstage eine Heimath der Schönheit und Freude und während dieser Tage heißt es mit noch mehr Grund wie sonst bella Napoli.

Ein fröhliches Jauchzen strömt jetzt durch die Straße.

Die Königin mit ihrem Gefolge macht eine Promenade durch die Stadt.

Marie Caroline war nicht allein eine Königin unter den Schönen, sie war selbst die schönste der Königinnen. Die erste Jugendfrische gehörte ihr zwar nicht mehr, aber sie besaß die Grazie des vollkommen entwickelten Weibes. Die Sonne ihres Lebens stand im Zenith und die Rose des Sommers glühte im prachtvollsten Glanze von ihren Lippen. Die Blume war zur Frucht gereift, aber durch die klare Frucht strahlte noch die Blume. ???

Neben der Königin in ihrem Wagen saß die Oberhofmeisterin. Freude und Zufriedenheit lächelte von den Lippen beider und die lärmende bunte Volksmasse bewegte sich jubelnd um sie her.

In einem der nachfolgenden Wagen fuhren die Fürstin Menzikoff und Mylady Munk. Baron Armfelt hatte ihre Einladung und einen Platz in ihrem Wagen angenommen.

Die Promenade war bald zu Ende ... die Königin hatte sich dem Volke gezeigt ... man kehrte nach dem Schlosse zurück, der Hof trennte sich.

Wir befinden uns eine Stunde später im Schloßparke. Derselbe ist voll Licht und Musik, und das Licht glänzt in allen Farben, namentlich glänzt es von einem aus hängenden Lampen gebildeten feenhaften Tempel mit

Säulen und Kuppeln. Die Musik tönt mitunter so entfernt, als käme sie aus den Wolken oder als stiege sie vom Schooße der Erde herauf; mitunter wieder so fröhlich und berauschend, als wollte sie den immer wechselnden, immer neuen Scherzen des Carnevals gleich kommen, als wolle sie alle die Leidenschaften wiedergeben, die jetzt zum Leben erwacht waren.

Durch die hohen dichten Bäume schreitet ein alter Greis einher. Er stützt sich an einen langen, oben gebogenen Stab, an welchen eine Wasserflasche befestigt ist. Der Alte ist in einen langen weiten Mantel gehüllt, und die runzelige, von Alterschwäche redende Maske mit einem langen, grauen Barte versehen. Ein Rosenkranz von weißen Perlen, unten mit einem rothen Kreuze versehen, fällt über seine Brust. Die Kapuze bedeckt nur zum Theil den Kopf.

Es war ein Pilger. Er wurde von einem Mädchen geführt, dessen Maske hübsch war und um dessen Schulter eine eng anschließende Mantille fiel.

Aengstlich und unruhig blicken sie um sich. Es scheint, als fürchteten sie eine Gefahr.

„Sind sie nicht schon hier im Park?“ fragt das Mädchen mit leiser, fast flüsternder Stimme.

„Sie sind hier ... aber still! um Gottes willen still!...“

„Was fürchtest Du?“

„Sehen Sie nicht, daß man uns folgt?“

„Wer?...“

„Diese Masken sind mir unbekannt, Es müßte denn sein ... ah! das wäre möglich. ... Ziehen wir uns dorthin.“

„Mein Gott, mir klopft mein Herz.“

„Beruhigen Sie sich.“

„Wer sich in's Spiel begeben hat, muß die Folgen tragen.“

Während die Redenden sich seitwärts nach einer Grotte begeben, treten vier Personen hervor, wie Lazzaroni gekleidet, sie blicken scheu um sich.

„Aufgepaßt!“ flüsterte der Eine, „dort kommen Leute!“

„Wir sind auf Alles vorbereitet.“

„Sie blicken uns an. Gehen wir näher.“

„Geh' Du allein. Wir bleiben hier.“

„Seit nur aufmerksam.“

„Fürchtet nichts. Unsere Blicke folgen Dir.“

„Geh, geh!“

„Ich gehe.“

Der eine Lazzarone näherte sich darauf dem Pilger.

„Excellenza,“ begann er, „einen Scudo, ... ein paar Bajozzi.“

„Möge der heilige Januarius Dich segnen,“ antwortete der Pilger. „Wir leben selbst von der Güte der Menschen ... verlaß uns ... wir wollen zu Gott für Dich beten!“

Während der Pilger diese Worte sprach, blickte der Lazzarone ihn forschend an.

„Excellenza," begann er wieder.

„Verlaß uns, mein Freund, wir wollen allein sein."

Noch einmal lauschte der Lazzarone forschend der Stimme des Pilgers; als er aber dieselbe nicht erkannte, zog er sich wieder zu seinen drei Kameraden zurück.

„Nun?" fragte Einer derselben.

„Die Stimme war mir unbekannt."

„Hier sollten wir ihm jedoch begegnen."

„Er wird schon kommen."

„Was thun wir jetzt?"

„Wir verstecken uns hinter dem Gebüsch und geben auf das Acht, was vorgeht."

Der Sprechende stand am Fuße eines großen Baumes und blickte in seinen Wipfel hinauf.

„Still!" flüsterte er und gab den Andern ein Zeichen mit der Hand, als habe er etwas bemerkt.

Alle schwiegen sofort und lauschten, als seien sie durch irgend etwas Ungewöhnliches überrascht worden. Nach einer Weile sprach der, welcher der Anführer der Andern zu sein schien, flüsternd aber bestimmt:

„Entfernt Euch! ... verbergt Euch hinter das Gebüsch!"

Die drei Andern gehorchten und der Befehlende schlich sich um den großen Baum herum.

Eine kleine grüne, mit Weinranken bedeckte Treppe

führte in die Krone des Baumes hinauf. Der Lazzarone glaubte dort oben eine Bewegung und darauf ein leises Flüstern zu hören.

Während die verschiedenen Gruppen ein so tiefes Schweigen beobachteten, als hätten sie einander nicht allein belauschen wollen, sondern als fürchteten sie sich gegenseitig, entwickelte die Musik eine Masse von Tönen eines höchst sonderbaren und phantastischen Charakters.

Zwei weibliche Masken, beide in hellrothen Domino's, näherten sich in diesem Augenblicke eine Strecke weiter der Allee hinein.

„Ich bin so sehr an eine sicherere Stütze als Dich gewöhnt, daß ich nur mit Angst und Beben hier einherschreite.“

„Auch ich zittere, aber wir werden ihn bald antreffen.“

„Es war ja hier?“

„Hier ... ja, ja!“

„Sollte er uns hintergehen können?“

„Nein, nein.“

„Wir werden ihm wenigstens zeigen, daß wir ihn in der Stunde der Gefahr nicht verlassen.“

„In der That sind wir doch wirklich beinahe ein paar Thörinnen.“

„Wir! weshalb?“

„Du liebst ihn ja nicht?“

„Ihn lieben! O Du Schelm, ich habe Dir gesagt, daß ich ihn nicht liebe. Du zweifelst an meinen Worten.

Was soll ich denn glauben? Es dürfte sich ganz anders mit Dir verhalten. Ich habe Dich erröthen sehen, wenn er Dich anredete...."

„Ich bin über seine Scherze erröthet ... aber wenn er mit mir scherzte, habe ich Dich erblassen sehen."

„Erröthen beweis't Liebe."

„Erblassen beweis't Eifersucht."

Der Pilger und seine Begleiterin beobachteten unablässig die beiden Domino's.

„Wer sind die Beiden?" fragte die Letztere. „Kennst Du sie?"

„Ja, ja."

„Ach mein Gott! ich fürchte mich vor jeder neuen Maske, die ich entdecke. Mir ist Alles hier so fremd."

„Es drohen allerdings demjenigen Gefahren, den wir lieben, aber Muth, nur Muth!"

„Sind diese beiden Masken unsere Freunde?"

„Gewiß."

Der Pilger und seine Begleiterin zogen sich etwas zurück, so daß die Bäume sie den beiden rothen Domino's verbargen, die nun in derselben Richtung einherschritten.

„Reden wir von etwas Anderem," sprach der eine Domino.

„Wovon denn?"

„Von jener unbekannten Dame."

„Ja, Du hast Recht... Wann wird es uns glücken,

dieses Geheimniß zu entschleiern! Meine Neugierde steigert sich von Tag zu Tag."

„Ich verlasse Neapel nicht eher, bis ich sie entdeckt habe. Du weißt doch, daß ich eine Zauberruthe besitze, die früher oder später sie herauf beschwören wird."

„Du meinst den kleinen weißen Handschuh, den...."

„Den Du hast. Aber ich besitze etwas noch Besseres ... siehst Du diesen Ring?"

„Das hast Du mir noch nie gesagt.... Darf ich sehen? ... gieb her...."

„Es ist ein theurer Schmuck, ein ächter Diamant ... was meinst Du wohl?"

In diesem Augenblicke hörte man ein leises Klatschen in die Hände vom Baume aus.

„Hörst Du?"

„Er ist hier ... aber wo?"

Eine neue Maske stieg jetzt eilig die kleine von Reben umrankte Treppe herab. Es war ein Mann in burgundischer Rittertracht, so wie diese bei Hoffesten gebräuchlich ist. Nicht allein die Schärpe, sondern auch die Kopfbedeckung war hellroth. Ueber die Schulter trug er einen dunkeln Mantel, welcher jetzt auseinander geschlagen war. Als er auf dem Boden stand, wandte er sich sofort gegen die beiden Damen.

„Sie suchen Ihren Ritter," sprach er: „ich bin es heute Abend."

Die beiden Damen betrachteten ihn und lauschten

seiner Stimme genau, als zweifelten sie, daß er derjenige sei, den sie erwarteten.

„Ich trage Ihre Farben, meine Damen, und bin bereit, diese und Sie mit Schwert und Lanze zu vertheidigen, wenn es erforderlich sein sollte."

„Irren Sie sich nicht, mein Herr?"

„Durchaus nicht. Ich bin heute Nachmittag in Ihrer Equipage gefahren."

„Sie sollten...."

„Hier ist meine Hand. Wenn Sie uns kennen, schreiben Sie unsern Namen ... oder lüften Sie Ihre Maske."

„Sollte das nöthig sein?"

„Hier ist meine Hand."

Der Ritter schrieb einen Namen in ihre Hand und die beiden Damen nickten ihm ihren Beifall zu.

„Es schien, als zweifeltest Du, daß er es wirklich sei!" flüsterte die eine Dame der andern zu.

„Die Stimme schien mir nicht ganz die seine und ich fürchtete einen Irrthum."

„Die Stimme! Die Maske macht die Stimme unkenntlich."

„Das vergaß ich."

„Die Gestalt ist seine, auch der Gang."

„Es war auch hier, wo wir ihn treffen sollten."

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, meine Damen?" fiel der Ritter ein.

„Laß uns den Carneval besuchen...."

„Kommen Sie.“

Indem sie sich entfernen wollten, trat der Pilger auf sie zu.

„Ein Wort nur,“ bat er, indem er sie dem Baume etwas näher führte, von welchem der Ritter so eben herabgestiegen war.

„Wer sind Sie?“ fragte der Ritter.

„Ihr Freund.“

„Was wollen Sie von uns?“

„Wenn Sie ein Jagdsignal hören, dann eilen Sie hierher, vergessen Sie es nicht.“

„Wir wollen Sie als unser Fatum ... als unser Geschick betrachten ... wir gehorchen Ihnen.“

Die Damen blickten den Pilger erstaunt an, sprachen aber kein Wort.

„Entfernen Sie sich jetzt nur,“ sagte der Pilger darauf, „aber ich wiederhole es, vergessen Sie das Signal nicht.“ —

Als der Ritter und die beiden Damen sich entfernten, begab sich auch der Pilger wieder auf seinen Platz.

Es war jetzt nur noch der Lazzarone zurück, der hinter dem Baume stand.

Es verging wieder eine Weile, während welcher der Platz leer blieb und man nur die brausenden Töne der Musik hörte.

Der Lazzarone, der sich jetzt allein glaubte, trat nun

wieder hervor und gab seinen Gefährten ein Zeichen, sich zu nähern. Bald standen diese auch um ihn herum.

„Saht Ihr ihn? den, der vom Baume stieg?"

„Ja, ja."

„Wißt Ihr, wer er ist?"

„War er es?"

„Ich vermuthe es ... aber wir werden wohl bald davon benachrichtigt werden ... es ist sonderbar."

„Was ist sonderbar?"

„Daß unser ... Ihr wißt, wen ich meine ... daß er nicht erscheint."

„Wie sollte er angekleidet sein?"

„Das Signalement ist hier ... in einer dunkeln Mönchskutte."

„Wer kann der Pilger sein?"

„Er schien den Ritter zu kennen."

„Sie wechselten einige Worte mit einander."

„Und entfernten sich in verschiedenen Richtungen."

„Nun gewiß, der Ritter hat bessere Gesellschaft als so ein alter Jerusalemsfahrer."

„Wenn wir nicht bald handeln dürfen, dann bleibe ich hier nicht. Das Aergste, was man thun kann, ist, gar nichts zu thun."

„Es ist ermüdend, zu warten, besonders wenn Einem überall die schönsten Abenteuer winken."

„Oho! wer auf etwas Gutes wartet, der wartet nie zu lange. Alle Wetter, das sind die besten Abenteuer, wo

es recht heiß hergeht. Nein, ich bleibe hier, und wenn es bis zu den Fasten dauern sollte."

„Still ... bst! ... es kommt Jemand."

Es war wiederum der Pilger. Diesmal trat er aber direct unter die Lazzaroni.

„Ehrwürdiger Pater, was willst Du hier?"

„Euch einige Worte zuflüstern."

„Wir sind lauter Ohr."

„Vielleicht kommst Du, um uns Ablaß zu schenken?"

„Rede, was willst Du?"

„Ihr erwartet Jemand hier, nicht wahr?"

„Wir erwarten unsern Beichtvater."

„Er hat uns als Buße aufgelegt, keinen Theil am Carneval zu nehmen, sondern ihn hier anzutreffen."

„Wir sollen drei Ave und drei Paternoster mit ihm beten."

„Ihr lügt."

„Lügen wir?"

„Niemand weiß es besser, als ich. Ich bin derjenige, den Ihr erwartet."

Der Pilger lös'te bei diesen Worten seinen langen Bart und stellte seinen Stab bei Seite, und so wie er jetzt dastand, hatte er eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Vincent in seiner dunkeln Mönchskutte mit der Kapuze über dem Kopfe.

Die Lazzaroni starrten ihn an, ohne jedoch ein Wort hervorzubringen.

„Leihe mir Dein Ohr, Kamerad," sprach der Pilger.

Und als der Lazzarone seinem Wunsche nachkam, flüsterte er ihm ein Wort in's Ohr, welches sofort von Mann zu Mann ging.

„Die Parole ist richtig."

„Er ist es."

„Was sollen wir thun?"

„Euch zurückziehen!" antwortete der Pilger.

„Wohin?"

„Nach der Barrière."

„Wird es denn heute Nacht nichts geben?"

„Es ist noch zu früh."

„Sie sprachen mit dem Ritter?"

„Ja."

„Er war es?"

„Ja."

„Es wäre leicht gewesen, ihn...."

Der Redende machte eine drohende Bewegung.

„Ihn niederzustoßen?"

„Ja."

„Ich will ihn lieber lebendig als todt haben."

„Gut."

„Jetzt nach der Barrière zurück, und wenn ein Jagdsignal ertönt, dann eilt hierher."

„Es soll geschehen."

Die Lazzaroni entfernten sich und der Pilger band wieder seinen Bart vor und nahm seinen Stab zur Hand.

Seine Begleiterin eilte sofort aus ihrem Hinterhalte auf ihn zu. —

„Es ist mir geglückt," sprach der Pilger. „Jetzt haben wir nichts mehr zu fürchten. Sie glaubten mir, die Parole war richtig, man hat mich also nicht hintergangen. Sie fürchteten sich ... o mein Gott, ich war mehr als furchtsam, wenn ich es auch nicht zu zeigen wagte ... aber ... aber ..."

„Was ist das für ein Signal, wovon Du sprichst? Alles erschreckt mich hier. O, ich wollte, ich wäre weit von hier entfernt."

„Sie sind ein Kind."

„Sie müssen mir indessen eines sagen ... wer war der Ritter?"

„Weshalb fragen Sie?"

„Ich glaubte seinen Gang wieder zu erkennen."

„Sie irren."

„Gestalt und Haltung schienen mir bekannt. Sie müssen mir sagen, wer er war."

„Aber ich wage es nicht zu sagen."

„Weshalb nicht?"

„Lege Deine Hand auf mein Herz und Du wirst empfinden, wie unruhig es klopft.... Hörst Du, ach mein Gott! ... wie oft habe ich gelacht und gescherzt, obgleich ich seine Leichtfertigkeit kannte, aber ich vermag ihn selbst nicht zu schauen, ich fühle mich jetzt unglücklich."

„Sie sind eifersüchtig... Unglückliche! es ist jetzt

nicht am Platze, eifersüchtig zu sein. Hören Sie mich deshalb, er war es nicht. ... Nein, er war es nicht."

„Sie hintergehen mich."

„Nein, nein."

„Es fällt mir etwas ein. Ich eile ihm nach, ich werde ihn demaskiren ... er glaubt, ich bin schon fort."

„Hüten Sie sich. Sie bringen sein Leben in Gefahr."

„Sie haben nie geliebt. Sie sind grausam."

„Ich bin nur vorsichtig und rechne mehr auf meine Ruhe als die Ihrige. Die geringste Unvorsichtigkeit jetzt und alle meine Mühe wäre vielleicht vergebens. Haben Sie nur noch eine Viertelstunde Vertrauen zu mir ... später...."

„Was wollen Sie sagen? später!"

„Ich höre Tritte ... verstecken Sie sich ... hier, steigen Sie in den Baum hinauf. Dort können Sie Alles sehen und brauchen nichts zu fürchten."

General Acton trat in demselben Augenblicke, als die Begleiterin des Pilgers den Baum erstiegen, unmaskirt auf den Platz. Sein Gang war heftig und ungeduldig; ein Gemisch von Stolz und Mißtrauen sprach aus seinen Gesichtszügen. Der Pilger trat ihm auf dem halben Wege entgegen.

„Nun, General, ist die Wache aufmerksam?"

„Seien Sie davon überzeugt. Sie sehen, daß ich Ihren Wunsch erfüllt habe, aber Sie wissen vielleicht nicht...."

„Was?“

„Daß der König hier ist.“

„Mein Gott, was sagen Sie! der König hier! Das ist nicht möglich! um diese Zeit pflegt er in seinem Laboratorium zu arbeiten.“

„Was ich sage, ist nichtsdestoweniger die Wahrheit. Der König hat maskirt sein Zimmer verlassen und sich, von einer unbekannten Person begleitet, durch den geheimen Gang hierher begeben, zu welchem er allein den Schlüssel besitzt.“

„Und Sie sind dessen, was Sie sagen, gewiß, General?“

„Vollkommen.“

„Was soll ich thun? O, möchte es mir glücken, meinen Auftrag zu Ende zu führen. Es schwindelt mir fast. Sie wissen nicht, General, wer die Person war, die dem König folgt.“

„Er war ungefähr in demselben Costüm, wie Sie.“

„Es fällt mir etwas ein... Sollte er es sein?“

„Wen meinen Sie?“

„Ich erinnere mich jetzt an einen Umstand. Ein kleines, in Italien ganz ungewöhnliches Fuhrwerk hielt ja vor einer Weile auf dem Schloßhofe?“

„Ganz richtig, eine Droschke ist wirklich da gewesen.“

„Dann ist er es, General. Ganz gewiß. Aber in welcher Weise hat er Zutritt zum König erhalten können

und was kann seine Absicht sein? Dieser Mann ist unbegreiflich."

„Von wem reden Sie?"

„Von demselben Manne, den Sie heute der speciellen Beaufsichtigung der Polizei zu übergeben gedachten."

„Vincent. ... Ah, ich vergaß. ..."

„Sollte er wohl die Zusammenkunft entdeckt haben, die es nöthig war Armfelt zu bewilligen, damit er unsern Rath befolgen sollte?"

„Sie erschrecken mich!"

„Wir spielen ein hohes Spiel."

„Der Zorn des Königs, wenn er losbricht, kennt keine Grenzen. Wir sind verloren!"

„Still."

„Dort. ..."

In diesem Augenblicke traten zwei Personen unten in der Allee auf.

„Es ist der König und ..."

„Und unser Unerforschlicher."

„Ich verlasse Sie. Es ist meine Pflicht, über sie zu wachen, aber ungesehen. Im schlimmsten Falle vergessen Sie das Signal nicht, über welches wir uns geeinigt haben."

„Richtig, General, ich darf nichts vergessen."

Und während der General sich entfernte, zog sich der Pilger etwas bei Seite, indem er eine gebückte, altersschwache Haltung annahm.

Der König und Vincent, der Eine maskirt und im Domino, der Andere in seiner Mönchskutte, die Kapuze über den Kopf gezogen, näherten sich.

„Und Sie sahen, mein Fürst,“ sprach der König, „daß die Bajadere ihren Weg hierher in den Park nahm?“

„Ich bin gewiß.“

„Die Freundschaft ist ein männliches Gefühl,“ fuhr der König fort, „sie ist beruhigend. Die Liebe ist ein weibliches. Sie erhitzt und reizt uns. Wenn man älter wird, nimmt die Leidenschaft unsers Herzens ab, aber sie flammt auch stets wieder auf's Neue auf, wenn es sich ... um....“

Der König begann zu stammeln.

„Wenn es sich um eine Bajadere handelt, die man geliebt hat,“ fiel Vincent ein.

Das Auge des Königs sprühte bei diesen Worten Feuer, aber nichtsdestoweniger lag doch etwas Finsteres, Drohendes in seinem Antlitz.

„Die man geliebt hat, ganz richtig. Bei dem schönsten Juwel meiner Krone, in dieser Stunde wäre ich im Stande mich zu vergehen. Es ist ein Verrath ... o ein entsetzlicher Verrath. Wo werden wir sie treffen?“

„Die Liebe stirbt nie. Sie lebt immer noch, selbst in dem sonst verknöcherten Herzen wenigstens als Eigenliebe fort. Aber an der Seite der Eigenliebe und nicht weniger an der der Liebe schreitet immer ein Schatten einher. Der der Eigenliebe heißt Neid, der der Liebe heißt

Eifersucht. Beide sind einander bisweilen so ähnlich, daß man sie nicht zu unterscheiden vermag. Beide wollen sie uns um unsern Glauben an uns selbst betrügen, diesen Glauben, welcher allerdings wohl viele falsche Illusionen enthält, an welchem aber dennoch unser ganzes Leben hängt, wie die Pflanze an ihrer Wurzel."

Der König war durch Vincents Worte in seinem innersten Wesen verwundet worden und nicht mehr Herr seiner selbst.

Ein Husten erreichte in diesem Augenblicke sein Ohr, und er fuhr auf, als wäre dies das Signal zum Beginn des Kampfes gewesen. Als er aber um sich blickte, schritt der Pilger heran.

Es war die erste Maske, die ihnen begegnete und der Anblick dieses kalten, nichtssagenden, unbekannten Gesichts machte einen unangenehmen Eindruck auf ihn.

Im ersten Augenblicke vergessend, daß er selbst maskirt war, zog er sich einige Schritte zurück.

„Mögen alle Engel des Himmels Sie beschützen, hoher Herr," sprach der Pilger. „Sie haben sich in gefährlichen Absichten hinausgewagt."

Der König zog sich noch einen Schritt zurück, wogegen Vincent dem Pilger kühn entgegentrat.

„Sie sollten unsere Absichten kennen?" bemerkte Vincent.

„Weshalb nicht?"

Der Pilger hatte jetzt nicht allein eine Ahnung von

der Ursache des so unvermutheten Besuchs des Königs im Parke, sondern auch einige Worte der Aeußerungen aufgefangen, die zwischen ihm und Vincent gewechselt worden waren. —

„Sie suchen eine Bajadere, Herr; wenn Sie wollen, werde ich Ihnen sagen, wo sie zu treffen ist.“

Vincent fuhr unwillkürlich zusammen. Er wußte nicht, ob er in seinen Plänen beobachtet sei, oder ob er sich vielleicht ganz und gar entdeckt glauben sollte.

„Ach, Carnevalsscherze!“ äußerte er indessen, um die Aufmerksamkeit des Königs auf etwas Anderes zu lenken. „Sie kennen uns nicht.“

Der Pilger hatte das Gespräch über die Bajadere belauscht und stellte die Aeußerungen desselben mit seiner eigenen Intrigue zusammen. Angst und Beben erfüllten zwar sein Inneres bei dieser Zusammenstellung, aber nur unerschrockene Entschlossenheit vermochte ihn zu retten, und er wurde auch gerettet.

„Sollte ich Sie nicht kennen?“ sprach er und wandte sich dabei gegen den König.

Vincent, der bis jetzt geglaubt hatte, nur mit den gewöhnlichen Autoritäten zu thun zu haben und nicht besonders große Achtung vor ihrem Scharfsinn hegte, erstaunte über das, was er hörte. Er war nahe daran, zu glauben, daß er von andern Personen überwacht sei, er wußte nicht, welche.

„Einfältige Maske,“ bemerkte er; „sage uns, wer wir sind, wenn Sie uns kennen.“

Die Heftigkeit, womit er sprach, legte Zeugniß von seiner innern Unruhe ab.

Aber der Pilger, ohne Vincent zu beachten, ergriff mit einer ehrfurchtsvollen Bewegung Ferdinands Arm.

„König!“ sprach er; „suche nicht hier, was Du nur in Deinem eigenen Palast finden wirst!“

Er wollte so weit wie möglich gehen, um zu erfahren, ob sein Verdacht in Betreff des Königsbesuchs im Parke richtig sei oder nicht.

Der König fühlte sich getroffen, aber er hatte kaum Zeit, einen fragenden Blick auf Vincent zu werfen, als die beiden Damen in den hellrothen Domino's, von ihrem Ritter begleitet, auf den Platz einherschritten.

Vincents immer spähender und forschender Blick glaubte an Gang und Haltung des Ritters sofort Armfelt zu erkennen.

„Ew. Majestät,“ flüsterte er. „Da sind die, welche wir suchen. Geben Sie genau Acht auf sie, und Sie werden sie selbst wieder erkennen.“

Der Pilger zog sich bei diesen Worten vorsichtig zurück. —

„Sie haben Recht, mein Fürst; nur er trägt seinen Kopf so wie diese Maske dort.“

„Sie sehen also, Sire....“

„Aber diese Damenmasken? Die Eine ... ja, ja!

... die Eine ist sie ... und die Andere ... ist die Oberhofmeisterin."

„In der That, Sie haben Recht. Sie ist es. Aber sie sind nicht so costümirt, wie Sie mir gesagt haben?"

„Sie haben das Costüm gewechselt."

„Glauben Sie das?"

„Sehen Sie selbst, Majestät. Ist es möglich, sich zu irren? Das Feuer dieser Augen, diese schöne schlanke Gestalt! Diese Füße ... diese stolze Haltung!"

„Wahrhaftig, sie ist es!"

„Vincent war von dem, was er sagte, überzeugt, aber der Pilger hatte ihn durch seine Aeußerungen aufgeschreckt, er glaubte, man sei ihm auf der Spur und er wollte sich gleichsam beeilen, seinen Verfolgern zu entlaufen.

Vincent war allerdings sehr daran gewöhnt, mit einer Koppel Spionen zu jagen, aber er war nicht daran gewöhnt, gejagt zu werden. Der Verdacht es zu sein, beunruhigte ihn.

Die beiden hellrothen Domino's bemerkten indessen nicht, daß sie beobachtet waren, sondern näherten sich, von ihrem Ritter begleitet, heiter und ungebunden.

„Die Intrigue, meine Damen," sagte der Ritter, „ist ein gefährliches Fahrwasser; die Strömung geht die Kreuz und Quer und wenn man es am wenigsten vermuthet, wird man selbst von ihr fortgeführt. Die Intrigue droht uns auf der einen Seite mit einer Scylla, auf der andern mit einer Charybdis. Sie glauben nicht, daß ich

derjenige bin, für den ich mich ausgebe. Sie glauben, ich bin ein Anderer. Sein oder Nichtsein, sagt Shakespeare, das ist die Frage. Ich behaupte derjenige zu sein, der ich bin, und Sie sagen mir, ich sei derjenige, der ich nicht bin. Und wer vermag zu entscheiden, wer ich bin?"

„Sie verwirren uns ganz, Herr Ritter, mit Ihrem philosophischen Scherz. Still, um Gottes willen, schweigen Sie!"

„Ah! jetzt weiß ich, weshalb Sie nicht glauben wollen, ich sei derjenige, der ich bin."

„Das möchten wir wissen."

„Ich habe ein Verbrechen gegen Ihre weibliche Majestät begangen."

Der König und Vincent blickten einander an. Sie hörten das letzte Wort.

„Ich habe," fuhr der Ritter fort, „die unerhörte Unartigkeit gehabt, eine ganze Stunde nicht...."

„Nicht ... was meinen Sie?"

„Nicht von Liebe zu reden."

Die beiden Frauenmasken lachten.

„Das höchste Glück der Damen ist erreicht, wenn sie ihr Leben in ein ewiges Liebesabenteuer umwandeln können."

„Pah, mein Herr!"

„Ohne Liebe würden die Damen verwelken, wie die Blumen ohne Sonnenschein und Luft."

„O, Sie scherzen nur. Glauben Sie das nicht."

„Des Morgens fragen sie: Wird er heute kommen? des Abends denken sie: Wo ist er wohl heute gewesen?“

„Sie gehen zu weit.“

„Die Liebe nimmt alle ihre Gefühle und alle ihre Gedanken in Anspruch; wenn sie nicht lieben dürften, sie würden keine Freude haben, und wenn sie nicht geliebt würden, sie würden auch nicht leben können. Ohne Liebe ist das Weib todt. Wenn man, mit Ihrer Erlaubniß, meine Damen, eine Dame in einen Destillir-Apparat brächte, es würden sich nur Seufzer, Souvenirs, Träume, Phantasieen, Rosen und Vergißmeinnicht entwickeln. Knieend will ich aber auch mein Verbrechen abbüßen, in einer ganzen Stunde nicht von Liebe gesprochen zu haben.“

Der König und Vincent hatten, aller ihrer Aufmerksamkeit ungeachtet, nur dann und wann ein Wort dieses Gespräches gehört.

Man sagt, die Liebe trägt eine Binde um die Augen, die Eifersucht geht noch weiter, sie hat den grauen Staar. Gewöhnlich befindet sich auch in ihrem Gefolge die Eitelkeit oder der leidenschaftliche blinde Haß. Der eine Blinde führt hier, wie in so vielen andern Fällen, den andern. Die Eifersucht zu heilen ist in der That nicht leicht.

Als der König bemerkte, daß der Ritter einen Kniefall vor den Damen thun wollte, eilte er auf die Gruppe zu.

Der König sprach kein Wort, aber mit einer kräf-

tigen Bewegung legte er seine Hand auf die Schulter des Ritters. —

Ueberrascht blickten die Damen ihn an. Niemand ahnte, daß der König unter der fremden Maske verborgen sei.

Der Ritter erhob seine Hand, um mit einem ernsthaften Stoß diesen Anfall zurückzuweisen. Angriff und Vertheidigung folgten schnell auf einander und der Stoß würde den König getroffen haben, wenn nicht der Pilger mit Blitzesschnelle dazwischen getreten wäre. Vincents Krankhaftigkeit verhinderte ihn, mit derselben Schnelle zu handeln. —

Noch war kein Wort gesprochen worden und besonders die beiden Damen vermochten sich den Angriff der fremden Maske gar nicht zu erklären.

„Sie blicken mich erstaunt an,“ sprach endlich der König. „Demaskiren Sie sich, meine Damen, ich befehle es. Demaskiren Sie sich!“

In seiner Heftigkeit vergaß der König, daß er selbst eine Maske trug.

„Was bedeutet dieses unverschämte Auftreten?“ fiel jetzt der Ritter ein. „Wer sind Sie, Herr?“

In diesem Augenblicke erst erinnerte sich Ferdinand, daß er maskirt war.

„Ich bin der König,“ antwortete er und nahm die Maske ab.

Bei dieser Erklärung zogen die Anwesenden sich ehr-

erbietig zurück. Niemand wußte, wie man dieses unvermuthete und sonderbare Auftreten des Königs deuten sollte.

„Demaskiren Sie sich, meine Damen," wiederholte er, ohne eine weitere Erklärung zu geben. „Demaskiren Sie sich, ich will sehen, wer Sie sind."

Vincent näherte sich nun dem König. Er freute sich schon über seinen Sieg und war überzeugt, daß die Freundschaft des Königs für Armfelt von diesem Augenblicke an einen ganz andern Charakter erhalten würde.

„Majestät," flüsterte er, während die Damen noch mit der Demaskirung zögerten. „Sie sehen, daß ich Sie nicht hintergangen habe."

„Ich sehe, ich sehe ... ah Fürst, Sie kamen, um meine Ehre zu retten, was bin ich Ihnen nicht schuldig. O heilige Marie! Wie blind bin ich gewesen. Nun ... fort mit den Masken."

Der Befehl des Königs war so bestimmt, daß nichts übrig blieb, als ihm zu gehorchen. Die Masken fielen jetzt.

Ein Ausruf des Erstaunens entschlüpfte den Lippen des Königs, als er die Fürstin Menzikoff und Mylady Munk vor sich sah. Aber in diesem Ausrufe lag weder Zorn noch Erbitterung, sondern Verlegenheit und Mißvergnügen.

Die beiden Damen, die sehr wohl bemerkten, daß der König sich ganz andere Personen hinter der Maske vorgestellt hatte, lachten in ihrem innersten Herzen.

Vincent stand blaß und niedergeschmettert da. Die

Sache war ihm von der größten Wichtigkeit. Er glaubte soeben den letzten Zug in seinem vieljährigen Schachspiel mit Armfelt auf Leben und Tod gethan zu haben ... und fand, daß er einen falschen Zug gemacht hatte. Seine Stirn legte sich in eiserne Falten und er preßte die blassen Lippen, so gewaltsam zusammen, daß das Blut beinahe aus ihnen hervorquoll.

„Majestät!...“ stammelte er.

Der König blickte ihn mit einer verdrießlichen zornigen Miene an.

„In Betracht unserer alten Freundschaft,“ sagte er, „will ich glauben, daß Sie in keiner bösen Absicht einen Verdacht in meiner Seele erweckten, den ich früher nicht gehegt habe, und ich danke Gott, daß er nicht bestätigt worden ist. Eines haben Sie mich jedoch gelehrt. Sie haben mich gelehrt, daß es etwas giebt, dem gegenüber der Thron nur ein Spielwerk, die Krone nur ein Spielball schmutziger Capricen ist, dem gegenüber das Weib eine Tugend besitzt und die Tugend ohne Vertheidigung ist, dem gegenüber der Mann ohne Ehre und die Ehre ohne Schwert und Schild steht; und wissen Sie, was dieses Etwas ist? — es ist die Verläumdung.“

Mit einer Würde, die Vincent tief beleidigte, kehrte ihm der König den Rücken und entfernte sich.

Vincent war vernichtet. Anstatt die Freundschaft des Königs für Armfelt zu untergraben, hatte er sie noch erhöht.

Von dem Augenblicke, wo er zum König eintrat,

hatte er sich theils durch das Gewicht, welches er seinem Besuche beilegte, theils durch den Empfang des Königs erfrischt und ermuntert gefühlt. Jetzt erlosch das Feuer seines Blickes und das unvorhergesehene Unglück vernichtete seine Hoffnung. Schwach und krank lehnte er sich an einen Baum, er schwankte.

Die Musik fuhr noch immer fort, ihre bunten neckenden Töne mit dem blendenden Lichtgeflimmer der in allen möglichen Farben spielenden Lampen zu vermischen.

„Verlassen wir diesen Ort,“ sprach Mylady Munk. „Komm, komm!“

Mylady Munk und Fürstin Menzikoff wußten sich dieses Auftreten des Königs nicht zu erklären. Ihr Cavalier schien nicht weniger erstaunt zu sein, aber aus Ehrfurcht vor dem Monarchen zogen sie sich schweigend zurück, in der Ueberzeugung, vielleicht früh genug die Veranlassung zu erfahren.

Als Vincent empor blickte, befand er sich mit dem unbekannten Pilger allein und erinnerte sich nun, daß dieser die Person des Königs wieder erkannt hatte, ohne daß er sich diese Möglichkeit hätte erklären können. Er mußte sich gestehen, daß er, durch diese Entdeckung überrascht, sich übereilt und die Heftigkeit des Augenblicks einen zu großen Einfluß auf seine Handlungsweise geübt habe.

Beim Anblick des Pilgers empfand er jetzt ein Gefühl des Zorns, welches er kaum zu zügeln vermochte und allmählig, wie dieses Gefühl seine Lebensgeister er-

wärmte, begann auch gleichsam neues Blut durch seine Adern zu rinnen.

„Wer sind Sie?“ frug er die Maske; „ich muß wissen, wer Sie sind. Es scheint, als kennten Sie mich ... antworten Sie mir ... Wer sind Sie?“

„Hüten Sie sich.“

„Ich mich hüten? Was heißt das? Erklären Sie sich.“

„Sie wissen vielleicht, daß der Teufel sich im Kielwasser der Arche Noah rettete, indem er auf dem Steuerruder ritt.“

„Sie reden in Räthseln.“

„Noah wußte nicht, daß er diesen Schelm aus der allgemeinen Sündfluth rettete, aber Noahs Frau wußte es sehr wohl.“

„Wen wollen Sie mit Noah bezeichnen?“

„Den Mann.“

„Und mit seiner Frau?“

„Das Weib.“

„Ich begreife nicht, was Sie sagen wollen.“

„Sie begreifen es nicht, weil Sie nicht fragen, wen ich mit dem Teufel meine.“

„Nun, wen meinen Sie denn?“

„Ich meine Sie.“

„Sie kennen mich nicht ... Sie können mich nicht kennen.“

„Ich kenne Sie besser als Sie glauben. — Gleich

dem Teufel sind Sie seit Jahren auf dem Steuerruder der Noaharche einhergeritten, in welcher Baron Armfelt ein altes Königthum vor den zerstörenden Mächten einer neuen Zeit zu retten gedenkt."

Vincent blickte den Pilger erstaunt an.

„Sie sind es, der Armfelt durch Europa verfolgt und ihn bei Allem, was er unternommen hat, wie ein vogelfreies Wild gehetzt haben. Ihr Auge und Ihr Dolch haben ihn selbst bis hierher verfolgt und noch in dieser Stunde haben Sie nicht aufgehört ... aber ..."

„Aber ..."

„In dieser Stunde sind Sie in Ihrem eigenen Netze gefangen."

Vincent hatte seine Karten mit einer solchen Vorsicht gemischt, daß er nicht glaubte, irgend Jemand würde sie durchblicken können. Bei jedem Worte des Unbekannten erblaßte er mehr und mehr; er fühlte, daß er entlarvt war und begann seine Schwäche einzusehen.

„Ueberall sind Sie geschlagen worden. Sie hofften Armfelt der Freundschaft des Königs berauben zu können, aber Sie haben sich geirrt. In Zorn hat der König Sie jetzt verlassen, und dieser Zorn hat eine unübersteigbare Mauer zwischen Ihnen und ihm aufgerichtet."

Es würde unmöglich sein, die Gefühle Vincents zu beschreiben. Weil jedes Wort mit der Wahrheit übereinstimmte, wirkte es um so mächtiger auf ihn ein.

„Sie haben einen Cordon von bezahlten Spionen

längs des Hafens von Neapel gezogen. Sie haben selbst in diesem Augenbenblicke hier im Park vier erkaufte Banditen, wie Lazzaroni costümirt. Sie wollen um jeden Preis Armfelt lebendig ergreifen ... und wenn Ihnen dies nicht glücken sollte, sind Sie bereit, ihn niederstoßen zu lassen. Aber Sie sind verrathen."

„Wer sind Sie!" rief Vincent, jetzt nicht länger im Stande sich zu beherrschen. „Wer sind Sie?"

„Ich weiß," fuhr die Maske fort, als wenn sie Vincents Frage überhört hätte; „ich weiß, daß Sie in Armfelts eigene Zimmer eingedrungen sind und von mehreren seiner wichtigsten Papiere Abschriften genommen haben. Das Gold ist der Magnet gewesen, durch welchen Sie den Kreis züsammengehalten haben, den Sie um Armfelt zogen. ... Das Gold ist auch der Zauberstab, durch welchen ich den Zauberkreis zersprengt habe. Das Gold ist gleich mächtig in der einen wie in der andern Hand, und Spione sind überall zu erkaufen."

Vincent zitterte. Eine eisige Kälte durchrieselte seine Glieder. Die Maske warf einen lächelnden, aber höhnischen Blick auf ihn.

„Wenn ich wollte, ich könnte Sie in diesem Augenblicke für immer unschädlich machen. Betrachten Sie dieses Instrument."

Die Maske zog ein kleines bis jetzt unter der Pilgertracht verborgenes Jagdhorn hervor.

„Mit einem Signal dieses kleinen Horns würde ich

Ihre eigenen Spione herbeirufen und auf meinen Wink würden sie Sie ergreifen oder erdolchen."

Vincents Schweigen machte die Maske immer kühner, aber Vincent lauschte jetzt mit immer größerer Aufmerksamkeit den Worten des Unbekannten. Er wußte zu gut, daß eine einzige Unvorsichtigkeit von Seiten des Gegenspielers ihm wied.r seine Uebermacht würde verleihen können.

Das Lächeln der Maske fuhr fort.

„Ich habe Ihnen jetzt gesagt, wer Sie sind ... jetzt werde ich auch Ihre andere Frage, wer ich bin, beantworten."

Und der Pilger entledigte sich der Maske.

„Betrachten Sie mich jetzt und Sie werden schon entdecken, wer ich bin."

„Ein Weib!"

Der Pilger war kein Anderer als ... die Oberhofmeisterin.

Beim Anblicke ihres schelmischen, schalkhaften Antlitzes warf auch Vincent die Kapuze zurück und stand ihr düster und drohend gegenüber.

Ueber sein finsteres Antlitz schoß ein höhnisches Lächeln.

„Sie haben mir gezeigt, wer Sie sind. Aber Sie haben mir nicht gesagt, was Sie sind. Wollen Sie es wissen?"

„Reden Sie!"

„Die Erfahrung ist die Richterin der Welt. Meine Erfahrung ist bitter. Stolz und edel entsprang der Mann dem herrlichsten Gedanken Gottes; aber er sollte geprüft, gestählt werden, er sollte durch das Fegefeuer des Lebens gehen, er sollte die bittersten Qualen leiden und wissen Sie, wer deshalb die Vorsehung an seine Seite stellte? Das Weib. Sie sind nicht besser als Ihre Schwestern."

Dieser Angriff erfreute fast die Oberhofmeisterin, weil sie darin nur einen eiteln Verdruß erblickte.

„Wenn ein Fluch auf meinem Leben ruht, so hat ihn die Vorsehung in der Gestalt eines Weibes ausgesandt. Ueberall ist es das Weib, das mir geißelnd entgegentritt."

Vincent sprach diese Worte mehr in sich hinein, aber plötzlich wandte er sich direkt gegen die Oberhofmeisterin. Seine Lippen zitterten und seine Stirn legte sich wieder in drohende Falten.

„Sie sagen, daß ich verrathen und vernichtet bin!"

„Ich habe es gesagt."

„Sie sagen ferner, daß König Ferdinands Zorn sich wie eine unübersteigbare Mauer zwischen ihm und mir erhoben hat."

„Davon können Sie überzeugt sein."

„Daß die Personen, die ich erkauft habe, auf das erste Signal von Ihnen mich selbst niederstoßen?"

„Allerdings."

„Sie haben also das gewöhnliche Schicksal des Weibes vergessen. Sie haben vergessen, daß es sein Loos ist, sich selbst zu hintergehen?“

Die Oberhofmeisterin lauschte jetzt mit der größten Aufmerksamkeit auf Vincents Worte.

„Das Weib ist eingebildet,“ fuhr Vincent fort. „Seine Devise ist die der Marie Stuart, zwei Kronen, und unter denselben die Worte: Ich erwarte eine Dritte. Die zwei Kronen sind die der Schönheit und Liebe und die, welche es erwartet, ist die des Sieges. Aber wissen Sie, welche Krone es in der That gewinnt?“

„Nein.“

„Die des Todes. Und wissen Sie, weshalb es keine bessere gewinnt? ... weil es keine anderen Waffen als die gewöhnlichen des Weibes besitzt ... ich meine die schwache, zerbrechliche Weiberlist.“

Die Oberhofmeisterin begriff nicht, worauf Vincent hinzielte; aber es bemächtigte sich ihrer eine unerklärliche Angst.

„Sie haben einen Zipfel des Schleiers gelüftet, von welchem ich mich bedeckt wähnte, und Sie glauben, mich durchschaut zu haben. Aber man hat noch nicht die ganze Gewalt des Sturmes erforscht, weil man weiß, wohin der Wetterhahn deutet. Ich kann Ihnen etwas sagen.“

Vincent hatte seine ganze Ruhe wieder gewonnen.

„Ich kann Ihnen sagen,“ fügte er hinzu, „daß der

König sich noch in dem magnetischen Kreise meines Willens befindet, daß das Signal, auf welches Sie so sehr zu bauen scheinen, von diesem Augenblicke an eben so gut von mir, wie von Ihnen gegeben werden kann, daß die vier Lazzaroni, die, wie Sie glauben, ich erkauft habe, und die sich noch im Parke befinden sollen, ehrliche Leute sind, die Niemand Anderem gehorchen, als Demjenigen, dem sie Treue versprochen haben. Und ich kann dies Alles mit Gewißheit sagen, weil ..."

„Weil ...?"

„Weil Sie nicht einen männlichen Charakter zu begreifen vermögen; weil Sie geschwatzt haben, wie ein neckendes Weib."

Und Vincent kehrte ihr mit einer Kälte den Rücken, als beachte er sie jetzt nicht im Geringsten.

Aus dem bestimmten Ausdrucke seines Antlitzes schien hervorzugehen, er sei bereit, zum Aeußersten zu schreiten.

Dagegen fühlte die Oberhofmeisterin sich im höchsten Grade beunruhigt. Es war Vincent geglückt, sich auf's Neue mit einem Nimbus zu umgeben, den sie nicht zu durchdringen vermochte. Sie bemerkte nun auch, daß sie durch ihr Glück, vielleicht auch durch ihre Eitelkeit verleitet, mehr gesagt hatte, als klug war, und daß sie dadurch Vincent gereizt, anstatt ihn niedergeschmettert hatte. —

Die Zusammenkunft, die Armfelt versprochen war,

sollte gerade auf dem Platze stattfinden, wo sie Vincent getroffen hatte, und es war deshalb durchaus nothwendig, um jeden Preis den ungehörigen Zeugen zu entfernen. Zwar war dies ihr geglückt, aber in einer sehr zweideutigen Weise, indem derselbe sie unter den drohendsten Umständen verlassen hatte.

Aber die Oberhofmeisterin versank nur eine kurze Weile in innere träumende Ueberlegungen; bald lächelte sie wieder, als ob gar nichts geschehen sei.

Das Weib, so empfänglich für jeden Eindruck, so erfüllt von milden und lebhaften Gedanken, von zarten und reinen Gefühlen, so aufopfernd und wachsam in Bezug auf Denjenigen, den es liebt, besitzt doch im Innersten seines Herzens einen weit größeren Egoismus als der Mann.

Dieser Egoismus ist eine Folge seines ganzen Lebens. Das weltliche Licht strömt gar zu spärlich in seinen Kreis hinein, als daß es ihr einen höheren, allgemeinen Ueberblick über die Welt verleihen könnte, durch welchen das egoistische Element seines Innern gemildert werden könnte.

Schon von seinem zartesten Alter an weiß es, daß das ganze zeitliche Glück eines Mannes zwischen zwei Worten liegt und daß diese zwei Worte von seinem Gutdünken abhängig sind. Das eine Wort ist ein Ja, das andere ein Nein. Und es ist nicht der Verstand, sondern das Gutdünken, von welchem diese Worte abhängen

Das Weib selbst ist von seinem Gefühle abhängig, und es strebt dieses Scepter über die ganze Welt zu erstrecken. Den Verstand betrachtet es als eine gewöhnlich gegen die Forderungen des Herzens feindliche Macht. Die Liebe ist der Verstand, den es anerkennt und anbetet. In dem Verstande erblickt es gewöhnlich nur einen Vandalen, der die schönen Heiligenbilder seines Herzens mit Füßen treten will. Gutdünken, Gefühl, Liebe! sind die ver-verschiedenen Abstufungen seines Egoismus.

Daran gewöhnt, immer zu siegen, zweifelt es fast nie an der Unwiderstehlichkeit seiner Macht. Aber das Gefühl herrscht nur über den Augenblick, und beim Weibe handelt es sich gewöhnlich auch nur um diesen.

Vincent hatte sich drohend entfernt, und die Oberhofmeisterin fühlte sich einen Augenblick vernichtet. Im nächsten aber lächelte sie wieder.

„Nun, mein Herr," sprach sie vor sich hin. „Sie drohen ... Sie ... wir werden sehen!"

Und ihr Lächeln nahm eher zu als ab. Der Verstand überlegt. Die Leidenschaft stürmt blindlings vorwärts, aber der Einfall ist auch eine Macht.

Der Leser dürfte jedoch von der Gefahr unterrichtet sein wollen, mit welcher wir hier drohen, und wir werden auf dieselbe näher eingehen.

Die Oberhofmeisterin hatte sich so oft unter sehr gefahrvollen und delikaten Umständen zu helfen gewußt,

daß sie sich auch jetzt vertrauensvoll ihrem gewöhnlichen Glücke und dem Zufalle überließ.

Armfelt hatte eine Zusammenkunft mit ... wir wissen nicht mit wem ... gefordert, sofern er sich nicht der Gewalt seiner Feinde übergeben sollte.

Es mag sein, daß er nur drohte, um einen Vortheil zu gewinnen, den sein Herz wünschte, aber gleichviel, man kannte ihn und sein chevaleresker Charakter vermochte wohl einen Scherz in Ernst umzuwandeln, wenn sein Ehrgefühl dabei in's Spiel kam.

Mit seinem immer neue Pläne schaffenden Genie erblickte er nicht immer dort Gefahren, wo Andere solche sahen.

Seine Zeitgenossen verglichen ihn mit Alcibiades, der, wie man weiß, dem Todesurtheile aus dem Munde seiner Feinde mit den Worten entgegentrat: „Ich werde ihnen zeigen, daß ich lebe.

Die Oberhofmeisterin hatte den Verdacht gefürchtet, den, wie sie wußte, Mylady Munk und Fürstin Menzikoff hegten und hatte deshalb versucht, diese beiden Damen glauben zu machen, daß sie ein tête-à-tête mit Baron Armfelt erhalten hatten. Es war ihr aber geglückt, einigen der Absichten Vincents auf die Spur zu kommen und wir haben gesehen, wie sie dieses Glück benutzte. Was sie aber nicht vorausgesehen hatte und auch nicht voraussehen konnte, war das gewöhnliche Auftreten des Königs im Park. Einen Augenblick hatte sie an

dem glücklichen Ausgange der Intrigue gezweifelt, aber Vincents Irrthum kam ihr zu Hilfe und nach überstandener Gefahr lachte er dieselbe aus, indem er sich selbst das Verdienst hiervon anrechnete.

Wenn man genau ihre Haudlungsweise betrachtet, scheint es fast, als habe sie nicht eigentlich gewußt, was sie thun und was sie lassen sollte, sondern sich ganz und gar der Eingebung des Augenblicks überlassen, was übrigens ganz mit ihrem Charakter übereinstimmte.

Als sie in den Park trat, war sie von einer maskirten Dame begleitet, die wir noch nicht in die Ereignisse eingreifen sahen.

Die Oberhofmeisterin gehörte zu Denjenigen, die gern alle Menschen in Bewegung setzen, ohne sich doch immer klar zu machen, ob ein solcher Aufwand nöthig oder überhaupt zweckmäßig ist.

Hierdurch glaubte Jeder, der sie in Bewegung setzte, er sei eine ganz wichtige Person und in der Wirklichkeit hatte er gewöhnlich sehr wenig oder gar nichts zu bedeuten, und selbst glaubte sie sich überall nothwendig und zwar in dem Grade, daß keine Hofintrigue einen glücklichen Ausgang erhalten könnte, wenn sie nicht dabei betheiligt sei. Sehr oft beschwor sie jedoch nur eine interessantes Durcheinander herauf, über welches man zu guter Letzt herzlich lachen mußte. Unermüdlich, wie sie war, gab sie auch eine vortreffliche Oberhofmeisterin ab. Denjenigen, die nicht zu tief in ihren Charakter blickten,

galt sie als das Leben des Hofes, die Seele der Vergnügungen und der leitende Finger aller Ereignisse, die hinter den Coulissen stattfanden. Die Uebrigen, die sie näher kannten und ihr Vertrauen geschenkt hatten, fürchteten ... nicht ihre Ergebenheit und ihren Eifer, aber wohl ihren fröhlichen, gar zu leichtsinnigen Charakter.

In dem Augenblicke, wo General Acton sie aufsuchte, hatte sie ihrer ersten Begleiterin sich unter dem Baum zu verstecken anbefohlen.

In der Krone des Baumes befand sich ein kleines, niedliches Asyl mit zwei oder drei Sitzen. Von diesem luftigen Observatorium aus hatte die Maske Alles beobachtet, was unter dem Baume vorging und dadurch alle die Gemüthsbewegungen empfunden, welche eine in einer Sache lebhaft interessirte Person empfinden muß. Sie hatte geahnt, daß der Cavalier, der Ritter, der die beiden hellrothen Domino's begleitete, Armfelt sei, und das Gewissen der Liebe, die Eifersucht, erfüllte sie mit beunruhigenden Vorstellungen. Sie hatte das Auftreten des Königs gesehen und vor Furcht gezittert, obgleich sie sich keine Rechenschaft über diese Furcht zu geben vermochte. Sie hatte endlich auch das Gespräch zwischen Vincent und der Oberhofmeisterin gehört, und dadurch sowohl fröhliche wie traurige Eindrücke empfangen, aber dessen Allen ungeachtet begriff sie doch sehr wenig von dem, was sich um sie her zutrug. Die Ereignisse

erschienen ihr eher als ein dunkles Schattenspiel, denn als wirkliche Handlung.

Als sie endlich die Oberhofmeisterin allein sah, entschloß sie sich, von ihrem schwankenden, luftigen Aufenthalte hinabzusteigen, entdeckte aber in demselben Augenblicke eine neue Maske, die sich gleichfalls der Oberhofmeisterin näherte.

Um dieselbe zu betrachten, blieb sie auf der Treppe stehen.

Die neue Maske hatte etwas Antikes und Edles in ihrem ganzen Auftreten. Ein weißes, leichtes, luftiges, fast durchsichtiges Kleid mit einem Saume von goldgestickten Weinranken umgab ihre schlanke Gestalt von der Brust bis zu den Füßen. Eine Art Turban, übersäet mit kleinen flimmernden Sternen, schlang sich um ihren Kopf. Eine Mantille mit Goldzierrathen durchwebt, mit rother Seite gefüttert, bedeckte ihre Arme und fiel in reichen Falten über den Rücken herab. Rothe Schuhe vollendeten das Bild.

Die Gestalt war einnehmend. Ihr Gang war leicht und zierlich.

Sie schritt direkt auf die Oberhofmeisterin zu, die jedoch nicht eher ihre Ankunft bemerkte, bis sie dicht neben ihr stand.

„Wie langsam geht die Uhr, sie hat noch nicht geschlagen.“

„Mein Gott, nein! und Sie sind bereits hier.“

„Ich habe keine Ruhe ... diese Zusammenkunft ...“

Und sie knüpfte bei diesen Worten die Maske in der Absicht los, sich von dem unangenehmen Drucke derselben zu befreien.

In demselben Augenblicke ertönte aber ein lautes, fröhliches Gelächter.

Fürstin Menzikoff und Mylady Munk, von ihrem Ritter gefolgt, standen plötzlich um sie herum. Sie waren ihrer Spur neben der Allee gefolgt, und eilten jetzt aus dem nächsten Gebüsch wie ein Wirbelwind hervor. Die beiden Damen hatten Verdacht geschöpft, daß ihr Begleiter nicht Derjenige sei, für den sie ihn im ersten Augenblicke gehalten hatten. Der Ritter hatte jedoch mit Geschicklichkeit seine Rolle fortgespielt und jede andere Dame, nur nicht diese beiden, deren Scharfsinn ihrem Herzen entsprang, würde ihn für den genommen haben, für den er sich ausgab. Er amüsirte sie indessen und sie ließen ihn gewähren. Ein Anflug von Eifersucht peinigte sie indeß unabläßig. Sie hatten nicht sogleich eingesehen, daß es die Oberhofmeisterin sei, die sich unter der Maske des Pilgers verbarg, aber sie erriethen es später und nun, nicht allein überzeugt, daß ihr Cavalier nicht Armfelt war, sondern auch, daß die Oberhofmeisterin sich im Park befand, und also ihre Hand nicht im Spiele hatte, schlossen sie sofort, daß man sich nur ihrer Personen bediente, um eine noch geheimnißvollere Intrigue zu entdecken.

Das unvermuthete Auftreten des Königs bestärkte sie in dieser Ueberzeugung, ihre ganze Neugiede wurde erweckt und sie entschlossen sich, um jeden Preis das Geheimniß zu entschleiern.

Von diesem Augenblicke an durchstrichen sie auch den Park nach allen Richtungen hin und betrachteten mit forschenden Blicken jede Maske und jedes Costüm, die ihnen begegneten. Ihr Begleiter glaubte sie durch seine Conversation zu unterhalten, aber ihre Lebhaftigkeit hatte einen ganz andern Grund, sie entsprang ihrer Neugierde.

Die Damen haben es nicht gern, wenn man sie der Neugierde beschuldigt ... es ist jedoch nichts Böses darin. Die Neugierde ist eine Tochter der Wißbegierde.

Während sie sich spähend durch die Gänge und Alleen bewegten, schritt eine neue Maske vorsichtig und scheu um sich blickend, die Allee hinab, die auf den Platz führte. Sobald sie diese Maske gewahr wurden, kehrten sie sofort um und eilten ihr nach.

Die schöne Gestalt machte sie staunen.

Der Mann ist klüger als das Weib, aber das Weib ist mehr Seher als der Mann. Die Schlüsse und Urtheile des Weibes beruhen nicht so sehr auf eigentlichen Studien, als weit mehr auf Eingebungen. Eine solche Eingebung leitete auch das Urtheil der Fürstin Menzikoff und Mylady Munk.

„Sie ist es!“ flüsterte die Eine.

„Die Unbekannte!“ fügte die Andere hinzu.

„Da haben wir das Geheimniß.“

„Folgen wir ihr.“

Von diesem Augenblicke an ließen sie die neue Maske nicht aus den Augen, und als diese mit der Oberhofmeisterin zusammentraf und gar sprach, wollten sie keinen Augenblick mehr verlieren, sondern stürzten hervor.

Die Unbekannte versuchte sich zurückzuziehen, aber dies war nicht leicht. Sie mußte sich statt dessen von ihnen abwenden, um ihr Gesicht zu verbergen und wieder die Maske vorzubinden.

Fürstin Menzikoff hatte die eine Hand ergriffen und Mylady Munk versuchte die Andere zu fassen.

Dies Alles geschah ihrerseits unter Scherz und Lachen, sie spielten fast und die Unbekannte konnte kaum darüber verdrießlich werden.

„Schöne Maske,“ sprach Mylady Munk; „weshalb so furchtsam? Was haben Sie zu fürchten?“

„Kommen Sie nur einen Augenblick,“ fiel Fürstin Menzikoff ein, „und wir werden Sie sofort wieder los lassen. Schenken Sie uns einen Blick ... nicht wahr, wir fordern sehr wenig, nur einen Blick.“

Die Oberhofmeisterin mußte reden, aber die Fürstin und die Lady sprachen selbst unablässig, ohne zu beachten, was sie sagte.

„Ah, welche kleine Hand ... beim Himmel! Ihnen gehört der Handschuh."

Und die Fürstin zog den Handschuh hervor, den Armfelt ihr einmal gegeben und den sie so lange mit Treue aufbewahrt hatte.

„O, Sie haben auch den Ring verloren, sehen Sie."

Und Mylady Munk zog den kleinen Ring hervor, den sie einst unter ganz sonderbaren Umständen gefunden hatte.

„Dieser Handschuh ist ganz wie der, den Sie jetzt tragen ... dasselbe feine Leder ... dieselbe Stickerei ... ganz so genäht ..."

„Der Ring ist wie für Ihren Finger gemacht ... sehen Sie nur ... sehen Sie ... ah ... er ist durch einen neuen ersetzt worden ... in der That ... welche entzückende Aehnlichkeit ... Wahrhaftig, die Ringe sind einander so ähnlich, wie zwei Zwillinge."

„Schöne Maske, weshalb ziehen Sie sich zurück ... Wir wollen Ihnen nichts Böses ... nein, nein ... wir wollen nur wissen, wer Sie sind ... sagen Sie uns das, und wir lassen Sie sofort wieder los."

„Der Handschuh paßt allerliebst ... es ist Ihr Handschuh ... er gehört nur Ihnen ... mein Gott, so kommen Sie doch ... Sie sind unbeweglich. Aber wir lassen Sie nicht los. Sie müssen uns sagen, wer Sie sind. Wir bitten darum, wir flehen!"

Der Cavalier der beiden Damen versuchte es zwar, sie zurückzuhalten, aber vergebens.

Die Oberhofmeisterin und er waren sichtlich nicht mit einander unbekannt. Der Ritter war auch Niemand anders als Willjams.

„Sie müssen Ihre Damen von hier entfernen," sagte die Oberhofmeisterein. ... „Beeilen Sie sich ... ich will es."

Willjams bat die Damen wiederholt, ihm zu folgen, aber vergebens. Unterdessen fiel sein Blick eine Sekunde lang auf die unbekannte Dame, deren Gesicht nur halb bedeckt war. Er erkannte sie sofort. Es war das lebende Original des Gemäldes der badenden Dame, die er bei seinem ersten Zusammentreffen mit der Oberhofmeisterin in dem kleinen Kabinet, wo sie ihn empfing, mit so großer Aufmerksamkeit und so vielem Interesse betrachtet hatte; es war ferner dieselbe Dame, die, als er und Baron Armfelt auf der Schloßtreppe, die nach dem Arsenalsee führt, angegriffen wurde, sie durch ihr Erscheinen gerettet hatte.

„Sie sind unbeweglich ... aber auch wir sind hartnäckig," fuhr Fürstin Menzikoff fort.

„Nichts in der Welt wird uns vermögen können, Sie zu verlassen, bevor wir wissen, wer Sie sind."

Sie suchten immer der Unbekannten so nahe zu treten, daß sie einen Blick unter ihre Maske oder wenig-

stens in ihr Auge werfen könnten; diese zog sich aber immer sehr geschickt zurück.

„Sie sind grausam! ... Sie sind boshaft ...“

„Sie sind barbarisch.“

Die Maske, die sich auf der Treppe befand, die in den Baum hinaufführte, war während der ganzen Scene unbeweglich hinter ihrem Versteck stehen geblieben. Ohne zu wissen, wer die Unbekannte war, empfand sie doch ein Gefühl des größten Interesses für sie.

„Wenn ich ihr doch zu Hilfe eilen könnte und sie von diesen Neugierigen und Aufdringlichen befreien!“ dachte sie. „Giebt es denn keine Art und Weise ... vielleicht lassen sie sich einschüchtern.“

Entschlossen sprang sie auf den Platz herab und trat hervor.

„Lassen Sie von dieser Dame ab!“ rief sie. „Sie ist in meiner Begleitung. Lassen Sie von ihr, ich befehle es.“

Sie legte so viel Kraft wie möglich in ihre Stimme. Das unvermuthete Auftreten und der bestimmte Befehl riefen auch das gewünschte Resultat hervor. Die Fürstin und die Lady ließen die Hände der Unbekannten los und diese ergriff augenblicklich die Flucht.

Die Fürstin und Mylady blickten fast verzweifelt der Fliehenden nach. Welche schöne Gelegenheit war ihnen nicht aus den Händen entschlüpft.

Für die Oberhofmeisterin hatte diese Situation viel

zu viel Scherz, als daß sie ihr Lachen zurückzuhalten vermochte. Sie lachte über das Komische der Verzweiflung der beiden rothen Domino's, die sich hatten einschüchtern lassen und jetzt einander verlegen anblickten, und sie lachte ferner, als diese beiden Damen eine Bewegung machten, als wollten sie Derjenigen die Maske entreißen, die so unvermuthet der Unbekannten zu Hilfe geeilt war ... und wie sollte sie wohl auch hier das Lachen unterlassen können!

Die Fürstin und Mylady näherten sich jetzt ihr und ihren Freundinnen.

„Folgen Sie mir," flüsterte die Oberhofmeisterin ihrer früheren Begleiterin zu und ergriff ihre Hand. „Folgen Sie mir."

Und lachend sprangen sie Beide davon.

Ihre Flucht steigerte noch ferner den Verdruß der beiden rothen Domino's.

Willjams hatte seine Maske abgelegt. Er war jetzt nicht allein von der ganzen Scene ermüdet, sondern auch durchaus nicht gesonnen, das Spiel länger fortzusetzen.

„Es ist Ihr Fehler, mein Herr," sprach die Fürstin, „daß die unbekannte Dame uns entging."

„Als unser Cavalier hätten Sie uns zur Hilfe eilen müssen."

„Die Herren ... sie reden immer von Liebe, aber von Treue sprechen sie nie."

„Ein Wort, meine Damen, nur ein einziges Wort."

Aber es dauerte lange, ehe Willjams sich Gehör verschaffen konnte. Die Damen hatten einmal ihre Zunge in Bewegung gesetzt und sie fuhren fort, ihn mit Vorwürfen zu überhäufen.

Endlich glückte es ihm.

„Wissen Sie," sprach er, „wer die unbekannte Dame war?"

„Nein, das ist es ja gerade, was uns so vielen Verdruß bereitet ... Sie verstehen uns ja nicht einmal."

„Ich sah sie ..."

„Sie?"

„Wollen Sie wissen, wer sie war?"

„Nun ja ... sagen Sie es ... reden Sie ... wer war sie?"

„Sie war ... ich kannte sie wieder ... die Schwester der Oberhofmeisterin."

„Wir müssen lachen!"

„Die Oberhofmeisterin hat keine Schwester!"

„Aber sie hat mir doch selbst gesagt ..."

„Sie hat Scherz mit Ihnen getrieben."

Hier unterbrach sie ein lautes Lachen. Es war die Oberhofmeisterin, die sich hinter dem Gebüsch versteckt hatte und jetzt wieder hervortrat.

Sie hatte das Gespräch gehört und dies war ihr Veranlassung zum Lachen genug.

„Sie sind neugierig, meine Damen," und näherte

sich ihnen wieder; „nicht wahr, sehr neugierig? ich bin es selbst ... und weiß aus Erfahrung, was das heißt.“

Die Oberhofmeisterin sprach mit einer so natürlichen Freude und Ausgelassenheit, daß die Fürstin und Mylady sich kaum enthalten konnten, an ihrer fröhlichen Stimmung Theil zu nehmen.

„Einen Theil meines Geheimnisses,“ fuhr sie fort, „kann ich indessen Preis geben ... einen Theil; zum Beispiel ... wollen Sie wissen, wer meine Schwester ist ...“

„Das werden Sie uns sagen?“

„Ja, blicken Sie her ...“

Und sie demaskirte bei diesen Worten ihre Begleiterin, die wiederum neben ihr stand.

„Meine Schwester ist Niemand anders als ... sehen Sie selbst, meine Damen ... sehen Sie ...“

Und die beiden Damen erblickten — die Baronin Armfelt.

„Sie wollen uns auf's Neue hintergehen ...“

„Wann werden Sie aufhören zu scherzen?“

„Wann werden Sie aufhören neugierig zu sein?“

„Ah!“

Williams lachte. Er sah ein, daß die Oberhofmeisterin durch diese Demaskirung die Neugierde der beiden rothen Domino's noch mehr zu steigern beabsichtigte.

„Sie sind grausam in Ihren Scherzen.“

Und auf's Neue lachend entfernte sich jetzt die Oberhofmeisterin mit Hedwig de la Gardie.

Als Vincent die Oberhofmeisterin verließ, wollte er den König aufsuchen, stieß aber anstatt dessen auf die Lazzaroni, die er an der Barrière der einen Seite des Parks postirt hatte.

„Wer hat Euch hierher beordert?“ frug er sie.

„Sie selbst, Herr.“

„Ich! ... Wann und wo?“

„Soeben, an jenem Baume dort, in der Nähe des prachtvollen Tempels ...“

„Man hat Euch hintergangen. Ich habe Euch dort nicht gesprochen. Was hat man Euch befohlen?“

„Hier zu bleiben und auf ein gegebenes Jagdsignal hervorzueilen.“

„Ich erinnere mich ... es ist wichtig ... dieses Signal ...“

„Sollen wir ihm gehorchen?“

Vincent wußte nicht, was er antworten sollte.

Dieses Signal, wovon die Oberhofmeisterin ihn in ihrer Geschwätzigkeit benachrichtigt hatte, konnte, von ihm benutzt, seine Gegner auf falsche Spur leiten und ihm somit sehr vortheilhaft werden; aber von seinen Feinden angewendet und von seinen eigenen Leuten als von ihm

ausgehend betrachtet, konnte es große Gefahr herbeiführen.

Er überlegte, was er thun sollte, kam aber zu keinem Resultate. Ohne den Banditen eine direkte Antwort zu geben, befahl er ihnen deshalb, ihm in einiger Entfernung zu folgen, indem er glaubte, durch diesen Befehl immer nach Umständen handeln zu können.

„Soll geschehen, Herr!“

Von den Schlagschatten der Bäume beschützt, schlichen die Banditen sich jetzt vorsichtig hinter ihm her.

Vincent hoffte noch den König im Park anzutreffen und irrte sich auch nicht.

Der König besaß einen frommen, milden Sinn und er hatte Vincent kaum verlassen, als er auch schon seine Heftigkeit bereute. Es freute ihn, daß der Verdacht, welcher gegen die Bajadere hervorgerufen worden, sich ungegründet erwiesen hatte, aber weil er keine Vermuthung hatte, daß die Anklage ein Resultat besonderer Berechnung sei, und in derselben nur die Aeußerung einer alten Jugendfreundschaft erblickte, so wollte auch dieses Gefühl jetzt sein Recht in seinem Herzen geltend machen.

Einen Augenblick war der König selbst entschlossen umzukehren und dem Freunde eine versöhnende Hand zu reichen, und er hätte es gewiß gethan, wenn nicht neue Gedanken diesen verdrängten und er in neue Betrachtungen versunken wäre, die eigentlich keinen bestimmten

Gegenstand besaßen, sondern sich in weiten Kreisen um Alles und doch um Nichts bewegten.

Vincent traf ihn endlich noch in diesen Zustand versenkt, in welchem die Ueberlegung nur ein verworrenes Träumen und der Gedanke nur eine Ahnung ist.

„Majestät," begann Vincent.

Der König fuhr zusammen, als er sich angeredet hörte.

„Ah, Sie sind es, Fürst."

Vincent bemerkte das Wohlwollen, das in Ferdinands Stimme lag und errieth die Veränderung, die in seinem Innern stattgefunden hatte.

„Sie sind mit mir unzufrieden, Sire?"

Vincent wollte noch einmal den König hören, um zu erforschen, in wiefern er sich vielleicht in seiner Ansicht irrte. —

„Nein, mein Freund, nein ... ich war erhitzt ... ich war heftig ..."

Und der König reichte ihm die Hand, aber Vincent ergriff sie nicht.

„Was habe ich doch gethan, Sire, das Ihnen Veranlassung zu einer solchen Anschuldigung gegen mich geben konnte. Ich sollte keine Achtung für Ihre Person, für den Thron, für die Wahrheit besitzen?"

„Ja, ja, mein Fürst, ja wohl ... lassen Sie uns davon abbrechen. Etwas Böses ist ja nicht geschehen ...

Alles ist ja wieder gut ... die Bajadere ... Sie verstehen mich ... die Bajadere ..."

„Ich habe sie nicht verleumdet, Sire. Ich bin überzeugt, daß sie sich hier im Park aufhält ... oder daß sie sich wenigstens bald hier einstellen wird."

Der König wechselte die Farbe.

„Sie vergessen, mein Fürst, daß Sie sich soeben geirrt haben."

„Es ist wahr, und doch ..."

„Und doch vergessen Sie sich."

„O Majestät, sowohl Sie wie ich ließen uns durch eine gewöhnliche Aehnlichkeit hinters Licht führen; nichtsdestoweniger ist sie hier."

„Sie haben sie also selbst gesehen?"

„Gleichviel, ob ich sie gesehen habe oder nicht. Ich weiß, daß sie hier eine Zusammenkunft hat. Majestät ..."

Der König betrachtete Vincent mit unruhigen Blicken. Die Sicherheit, mit welcher er sprach, machte einen unwiderstehlichen Eindruck.

„Majestät! alte Freundschaft hat bei Ihnen wenig zu bedeuten. Sie haben mich der Verleumdung beschuldigt."

„Wozu wieder darauf zurückkommen ... ach, lieber Freund, denken wir von Allem das Beste."

„Das thue auch ich, Majestät, aber Sie sind ungerecht, wenn Sie mir nicht erlauben, Ihnen zu beweisen,

daß ich Niemand verleumdet habe. Was ich gesagt habe, stimmt mit der Wahrheit überein."

„Sie glauben mir das beweisen zu können?"

„Beim allmächtigen Himmel, ich bin dessen gewiß."

Eine Zuckung im Antlitze des Königs deutete die Veränderung an, die in seinen innern Gefühlen stattfand. Die vor wenig Augenblicken so offene Stirn legte sich in drohende Falten und das Gutmüthige seiner Züge verschwand. Seine Gestalt wuchs fast, wie er da im Schatten der Bäume stand. Es bemächtigte sich seiner ein schmerzliches, qualvolles Gefühl.

„Sie sagen, daß sie hier ist?"

„Folgen Sie mir, Majestät."

Vincent hatte zu lange die Wahrheit der Angaben seiner Spione geprüft, um nicht auch jetzt volles Vertrauen in die Nachricht zu setzen, die man ihm für diesen Fall mitgetheilt hatte.

„Hören Sie mich," bemerkte der König, „ehe wir weiter gehen."

„Ich höre."

„Sie wissen, mein Fürst, daß ich Ihnen den vorigen Irrthum verziehen habe."

„Ich weiß es."

„Aber ich verzeihe keine neue Anschuldigung ..."

„Die ungegründet ist. Ich fordere es auch nicht. Ew. Majestät wissen, daß ich ein landflüchtiger Fremdling bin, ohne Vaterland, ohne Heimath, ohne Schutz,

und ich unterwerfe mich dem Gesetze Ihres Reichs ... dem Urtheil Ihres Willens ..."

„Und was glauben Sie, das ein Irrthum Ihnen kosten würde?"

„Das Leben, Majestät. Ich bin darauf gefaßt."

Vincents Zuversicht regte nicht allein den König auf, sondern veränderte seine ganze Natur.

In der Tiefe seines Herzens, dieses sonst so guten, so milden, so edeln Herzens, wohnte doch der Italiener. Dieser erwachte zwar nicht oft zu Leben und That, aber er konnte erwachen. In diesem Augenblicke war er nicht länger König, nicht Jäger, nicht Fischer ... er war Neapolitaner — aber ein Neapolitaner mit der Macht eines Königs. Das Scepter hätte sich jetzt in seiner Hand zu einem Dolche verwandeln können.

„Wenn Sie die Wahrheit reden, Fürst, wie fürchterlich bin ich dann nicht betrogen ... betrogen von meiner ganzen Umgebung ... von meinen Freunden, von Acton ... betrogen von ..."

Er fuhr nicht fort, aber seine Gesichtszüge entstellten sich in fürchterlicher Weise.

„Heilige Marie, von Allen betrogen! .., Wem soll ich glauben?"

„Mir, Majestät."

„Ihnen?"

„Folgen Sie mir."

Der König bewegte sich jedoch nicht von der Stelle. Ein schauderhafter Gedanke schien ihn zu überwältigen.

Vincent wagte kaum zu athmen; er fürchtete fast den König aus seinen Gedanken zu erwecken.

„Und Sie sind vollkommen überzeugt, daß sie mich verrathen hat?" wiederholte der König noch einmal.

„Ew. Majestät werden sich bald selbst davon überzeugen können. Folgen Sie mir."

Der König gab nur durch ein Lächeln zu erkennen, daß er Vincents Antwort gehört habe; aber dieses Lächeln war entsetzlicher als der drohendste Ernst.

„Ich werde mich rächen, Fürst; ich werde mich fürchterlich rächen."

„Ew. Majestät werden Armfelt ausliefern ..."

„O mein Fürst ... in diesem Augenblicke möchte ich ein freier Lazzarone sein."

„Das möchten Sie ...?"

Vincent verstand ihn.

„Hier heran!" rief er.

Die vier Lazzaroni standen in diesem Augenblicke an seiner Seite.

Der König starrte sie erstaunt an.

„Sie wollen sich rächen?"

„Ja, ja!"

„Wollen Sie ihn ausliefern?"

„Nein."

„Befehlen Sie und diese hier gehorchen Ihrem Winke.“

„Sie gehorchen mir ... Fürst, ist es auch wahr, daß sie mir gehorchen?“

„Blindlings.“

„Kommen Sie!“

„Folgt mir Alle ... kommt!“

Vincent lächelte.

Einen Augenblick später verschwanden sie hinter den Bäumen.

Es giebt Viele, welche die Eifersucht als etwas einer wahren und wirklichen Liebe ganz Fremdartiges betrachten, welche selbst die Eifersucht für einen Beweis des Mangels an Liebe und Vertrauen halten. Sie bemerken selbst nicht, daß sie von der Freundschaft und nicht von der Liebe reden, indem die Erstere und nicht die Letztete ein unbegrenztes Vertrauen erfordert und keine vollkommene Freundschaft da existirt, wo dies nicht der Fall ist.

Die Liebe hat in der Wirklichkeit nur ein Bedürfniß. Sie will ihren Gegenstand sowohl körperlich wie geistig besitzen. Aber an der Seite des Besitzes steht die Möglichkeit des Verlustes. Das Leben trägt immer das Samenkorn der Vergänglichkeit in sich; die Liebe trägt das der Eifersucht. Den wirklichen Werth des Lebens

predigt nur der Tod, und den der Liebe nur die Möglichkeit, den zu verlieren, den man liebt. Die Existenz des Todes und der Eifersucht sind somit eigentlich nur die Bedingung eines wirklichen Lebens, einer wahren Liebe.

„Als man ein Weib frug," erzählt Deskuret, „was Liebe sei, antwortete es: Dem Manne ist sie eine Störung, dem Weibe ist sie sein Dasein."

Die Liebe würde ohne Eifersucht keine Störung sein, und sie wäre kein Dasein, wenn sie nicht der Möglichkeit eines Aufhörens unterworfen wäre.

„Die Liebe, glücklich oder unglücklich," sagt derselbe Verfasser, „vereinigt sich mehr oder weniger mit der Eifersucht, einem Gefühle, das gar zu oft die Hingebung in Schmerz verwandelt, welcher es als Nahrung dienen sollte."

Aber die Eifersucht wie die Liebe ist eben so verschieden wie die verschiedenen Charaktere der Personen, welche ihre Träger sind.

Von Vincent geführt, eilte der König auf denselben Theil des Parkes zu, wo er kurz zuvor Fürstin Menzikoff und Mylady Munk demaskirt hatte.

Wir eilen ihm voraus.

Die magische Beleuchtung, die brausende, ergreifende Musik dauerte noch immer fort.

In der Nähe des Baumes, an welchem die kleine

Treppe hinaufführte, finden wir wieder den Pilger und seine Begleiterin.

Beide waren maskirt, aber wir haben sie bereits demaskirt gesehen und wissen, daß die Eine die Oberhofmeisterin, die Andere die Baronin Armfelt ist.

„Es ist unmöglich," sprach der Pilger, „daß der König noch Verdacht hegen kann."

„Sie kennen ihn nicht. Thun Sie, wie ich wünsche."

„Aber das Signal ..."

„Das Signal? das dient jetzt zu gar nichts. Nur Actons Auftreten könnte uns von Gewaltthätigkeiten retten, und wie die Ereignisse sich jetzt entwickelt haben, dürfen wir sie nicht mehr befürchten. Hängen Sie das Jagdhorn dort an den Zweig ... wenn wir es brauchen, können wir es nehmen ... will irgend Jemand Anderes es thun, dann mag es geschehen. Wir müssen uns Alles entledigen, was selbst den geringsten Schein von irgend etwas Geheimnißvollem, von einer bestimmten Absicht uns verleihen könnte."

„Zu dem Signal hatte ich sonst dasselbe Vertrauen, wie zu einer Art Nothanker."

„Sehr wohl, aber der Verdacht des Königs ist jetzt unser ärgster Feind. Alles Andere ist von keiner Bedeutung. Folgen Sie meinem Rathe. Wir müssen durchaus diesen Verdacht vernichten."

Der Pilger lös'te das Jagdhorn von seinem Gürtel und hing es an einem Zweige auf.

„Wenn ich doch Armfelt nur einen Augenblick sprechen könnte, oder einen Boten zu ihm senden. Aber das ist ein vergeblicher Wunsch. O, wenn ich ihn doch durch einen einzigen Wink benachrichtigen könnte, daß .... daß ....“

„Horch! ... die Uhr schlägt schon.... Eilen Sie .... eilen Sie zurück in's Schloß.“

Ehe noch der letzte Schlag der Glocke verhallt war, traten Vincent und der König an der Seite einer Grotte hervor.

Der König war aufgeregt und blaß. Vincent vergaß seine Kränklichkeit und seine Leiden, seine ganze Seele concentrirte sich in diesen einzigen und wichtigen Augenblick.

„Majestät,“ sprach Vincent fast flüsternd; „ich bitte Sie, keine Uebereilung. Den Vogel aufzuscheuchen ist die Jagd verderben. Bedenken Sie, daß Sie die drohende Strafe einer strengen Gerechtigkeit in die eine Wagschale, und ich mein Leben in die andere gelegt habe. Sie müssen auftreten, als wenn Leben und Tod von jeder Ihrer Handlungen abhängig wäre. Beruhigen Sie sich, Sire .... sonst hintergeht man uns auf's Neue.“

„Ich bin ruhig, Fürst, vollkommen ruhig. Ist hier der Ort der Zusammenkunft? Nicht wahr, es ist hier. Sancta Maria, weshalb leben wir doch! Es legt sich eine sonderbare Kühle um meine Stirn hier, und hier

wiederum klopft das Herz so heftig und gewaltsam. — Elendes Leben ....“

„Das Leben ist eine Jagd, Majestät.“

„Eine Jagd? Was jagen wir denn wohl? unsere eigenen Qualen?“

„Nicht wir sind die Jäger; sie jagen uns. Das Leben ist eine Zeile mit Buchstaben, die uns unablässig beschäftigt. Wir suchen immer den wirklichen Sinn dieser Buchstaben zu deuten.“

„Und der Sinn, was ist der Sinn?“

Vincent wandte keinen Augenblick sein Auge von der Scene. Ihm war das Gespräch ein zweckloses, es war nur ein Spielzeug, durch welches er die Gedanken des Königs beschäftigen und die leere Stunde ausfüllen wollte. Sein Blick schweifte forschend unter den Bäumen umher. Hinter jeder Lampe glaubte er ein Auge zu erblicken. In jedem Schatten sah er die Gestalt eines Menschen. Selbst in der Musik glaubte er flüsternde Stimmen zu hören, und bald beugte er vornüber, bald kniete er fast nieder, damit nichts seinem forschenden Auge und Ohr entgehen möge.

Die Aufmerksamkeit des Königs war nicht weniger gespannt, aber er blieb unbeweglich auf seinem Platze. Seine Brust hob sich heftig, seine großen Augen rollten unter der hohen Stirn hin und her.

Vincent schien es jetzt, als höre er Schritte.

„Hören Sie, Majestät!“

„Ich höre."

„Wir müssen uns zurückziehen."

Der König bewegte sich aber nicht von der Stelle. Seine ganze Seele war von dem Laute der Schritte erfüllt, die sich jetzt näherten. Vincent ergriff seinen Arm.

„Hier hinein, Majestät, sonst werden sie uns entgehen. Hier hinein."

Und der König bemerkte kaum, daß Vincent ihn in die Grotte schob.

Es näherten sich wirklich Tritte, und im nächsten Augenblicke erschien eine Person von derselben Seite der Allee, an welcher der König und Vincent sich jetzt befanden.

Der Eintretende war maskirt, und das schöne Costüm eines jungen Griechen hob seine schlanke hohe Gestalt herrlich hervor.

„Ew. Majestät," flüsterte Vincent, „sehen Sie?"

„Still!"

Der König schien jetzt im höchsten Grade gereizt zu sein.

Die Maske promenirte indessen schnell und ungenirt auf dem Platze umher.

Endlich blieb sie an dem großen Baume stehen, wo jetzt das Jagdhorn hing, blickte forschend um sich, als ob sie etwas suche oder Jemand erwarte; als sie sich aber allein fand, lehnte sie sich an den Stamm des Baumes und trillerte halblaut eine venetianische Canzonette.

Bald verließ der junge Grieche jedoch diese Stellung und begann wieder auf und ab zu gehen. Die Maske verhinderte zwar den Anblick seines Gesichts, aber seine Bewegungen waren so lebhaft und gewandt, daß man von diesen auf seine Züge schließen konnte.

Das kleine Jagdhorn fiel ihm auf und er nahm es herab. Er betrachtete es mit Aufmerksamkeit, führte es mehrmals an seine Lippen in der unverkennbaren Absicht, ihm einige Töne zu entlocken, aber alle seine Versuche blieben fruchtlos.

Verdrießlich hing er das Horn wieder an den Zweig und begann seine Wanderung auf's Neue, so wie das Trillern seines venetianischen Liedes.

Die Musik spielte jetzt das Finale einer größern Ouvertüre.

Man glaubte zu hören, wie die Leidenschaften heranbrauſ'ten .... wie mächtige Qualen ihren letzten Kampf in einem aufgeregten Herzen kämpften. Aber plötzlich verstummten die Töne. Es entstand eine Pause, die von tief eingreifendem Effekt war. Als die Musik wieder einfiel, bewegte sie sich auf einem ganz anderen Felde. Sie war mild und spielend, kosend und voller Liebe.

Der König drückte seine Hand gegen die Brust, als kämen die Töne aus ihr heraus. Vincent athmete kaum. Seine Seele sog wollüstig den milden Eindruck der Töne ein.

Der junge Krieger hörte zu trillern auf. Er blieb stehen, er lauschte.

Es war eine großartige Musikschöpfung, deren Geist Alles mit sich führte; selbst die Lampen schienen klarer und frischer aufzuflammen, der bunte Tempel strahlte in erhöhtem Glanze; man hätte glauben können, die Musik verkläre das Licht.

Noch ein zweiter, ein kleinerer Tempel, gleichfalls erhellt, wandte seine offene Façade gegen den König und Vincent.

Noch tönte die Musik, noch standen Alle entzückt von dem mächtigen Dahinschwellen der Harmonieen.

In diesem Augenblicke hörte man ein leises Rascheln.

Ein überraschender Anblick zeigte sich auch zu gleicher Zeit den drei Zuschauern, aber er berührte sie in ganz verschiedener Weise.

Am Altare des von Flammen erhellten, strahlenden Tempels erschien eine Frauenmaske, so einnehmend, so schlank, so schön, daß man zweifeln konnte, ob es wirklich eine menschliche Gestalt oder eine Göttin des Olymp sei.

Die schöne Maske war, ihrem Aeußern nach, dieselbe, die durch einen glücklichen Zufall der Entdeckung durch die Fürstin Menzikoff und Mylady Munk entging.

Sie blieb einen Augenblick in dem kleinen Tempel stehen, und wenn man sie betrachtete, mußte man unwillkürlich sie für die Fee des Tempels ansehen, auf deren Gebot dieser sich erhoben hatte. Das luftige, schnee-

weiße Kleid fiel in weichen Falten über die schlanken Formen der schönen Gestalt. Die Goldstickereien schimmerten in Lampenschein mit verdoppeltem Glanze. Der rothe Turban um die Stirn verlieh ihr eine jungfräuliche milde Anmuth. Nur das Gesicht war todt — es war von einer undurchsichtigen Maske bedeckt.

Der König zitterte vor Eifersucht. Seine Eifersucht war eine Furie.

Vincent lächelte vor Befriedigung, aber sein Lächeln war voll Spott und Hohn. Der wichtige Augenblick war jetzt da, in welchem Alles, selbst der Boden unter Armfelt einstürzen sollte.

Die unbekannte Maske — der Grieche — schien entzückt zu sein. Er breitete seine Arme aus, er beugte sich vor, er schien zu fürchten, der schöne Anblick könne verschwinden.

Der Liebe ist jede Stunde eine theuere Ewigkeit. Der Liebe eilt eher der Zeiger der Uhr vorher, als hinterher.

Der Grieche eilte auch sofort auf den Tempel zu .... und schon beugte er ein Knie vor der Fee desselben.

Ein gewaltsames Zucken des Königs schien seine Absicht, hervorzustürzen, zu bekunden, aber Vincent hielt ihn zurück.

„Majestät,“ lispelte er; „bleiben Sie um Gottes willen! Sehen Sie, die Bajadere ist als Griechin gekleidet.“

„Ja, ja.“

Vincent hatte zwar dem Könige gesagt, daß er sie und Armfelt gesehen habe, aber wir müssen doch seine Worte bezweifeln. Wahrscheinlich wollte er sich selbst nicht in Verdacht bringen, daß er durch Spione die Geheimnisse des Hofes erforschen ließ.

Wenn der Grieche nun wirklich Armfelt war, so wird dies eine neue Bestätigung unserer Vermuthung, denn Armfelt war jetzt jedenfalls maskirt, und Vincent konnte ihn also nicht mit Gewißheit erkannt haben. Die Verwirrung in Vincents Angaben entging jedoch dem König.

Der König zweifelte nämlich jetzt nicht mehr, er glaubte Vincent blindlings.

Mit Ausnahme des Verrathes selbst, welcher seine Seele mit finstern, drohenden Bildern erfüllte, war alles Andere ihm unbedeutend und werthlos.

„Zweifeln Sie noch, Sire?“ fragte Vincent.

„Nein, nein.“

„Sie glauben also nicht länger, daß ich Jemand verleumdet habe?“

Der König antwortete nicht, aber er drückte Vincent's Hand mit einer Kraft, die von der wilden Energie zeigte, die ihn in diesem Augenblick beherrschte.

Die Griechin hatte den Tempel verlassen und näherte sich dem großen allein stehenden Baume. Der Grieche folgte ihr.

„Sie haben mich um eine Zusammenkunft gebeten, ich habe sie Ihnen bewilligt."

Sie sprach mit lispelnder Stimme. Die Maske dämpfte sie gleichfalls bedeutend.

„Was wollen Sie von mir, Armfelt?"

Es war also jetzt kein unbestimmter Argwohn mehr, der Grieche war wirklich Niemand Anderes wie Armfelt.

Der König war ganz Ohr und Auge.

„Was ich will," antwortete Armfelt. „O, weiß ich, was ich will? Weshalb fallen die Menschen anbetend am Altar nieder? Weshalb küßten die Märtyrer die Lanzen, die ihre Herzen durchbohrten?"

„Sie schwärmen, Armfelt, und die Schwärmerei bethört Sie."

„Sie sind die Göttin, die vom Altar des schönsten Tempels meines Lebens auf mich herabblickt. Für Sie möchte ich sterben, und als Märtyrer freudig das Schwert an mein Herz drücken."

„Reden wir von etwas Anderem. Von Ihrer Stellung zu Ihrem eignen Hofe und von der besten Art und Weise, den Verfolgungen zu entgehen, denen Sie jetzt ausgesetzt sind."

„Beim Himmel nein, davon nicht. Der Augenblick, der uns vergönnt ist, wie kurz ist er nicht! Bald liegt vielleicht eine ganze Welt zwischen uns. O nein, lassen Sie mich von der Liebe, von dieser schönsten Erinnerung aus dem Paradiese unsers Herzens reden, von dieser

Blume, deren Duft uns zu glücklichen Träumen berauscht. Lassen Sie uns die arme, von Kampf und Streit zerfleischte Gegenwart vergessen .... reden wir von der Hoffnung der Liebe, von dieser Hoffnung, die uns über eine ganze Welt hinaus schauen läßt, nur noch von den Phantasieen unserer Seele, von den Engeln des Himmels bevölkert ...."

. . . .

Poesie und Liebe sind oft dasselbe in einer warmen, träumerischen Seele.

Als Armfelt sich der Einen übergab, fiel er auch unwillkürlich der Andern in die Arme.

Armfelt hatte seine Maske abgelegt, und während er sprach, wurde seine Stimme stärker und klangvoller, sein Antlitz inspirirt. Er schien die ganze Welt zu vergessen. In diesem Augenblicke sah er nur ein einziges Wesen in ihr, das, welches er liebte.

Aber, obgleich die Maske ihr Gesicht bedeckte, schien es doch, als sei sie von der Leidenschaft hingerissen, mit welcher er sprach. Die Arme der Geliebten fielen schlaff herab, der Kopf streckte sich hervor, sie schien ganz sich selbst zu vergessen, um ihn zu hören und zu betrachten.

Endlich schwieg Armfelt, und doch glaubte er selbst, er rede noch. In der Wirklichkeit that er es auch, denn seine Seele sprach durch sein Auge und das Herz durch das Mienenspiel seines Antlitzes.

„Sie werden mir eine Bitte nicht verweigern,“ fuhr er endlich fort.

„Eine Bitte .... was wünschen Sie?“

„Daß Sie sich demaskiren.“

„Nein, nein, Armfelt, nein. Bitten Sie, um was Sie wollen, nur darum nicht. Sie vergessen, daß ....“

„Ich vergesse nichts. O erfüllen Sie meine Bitte. Bald, gar zu bald, müssen wir uns trennen. Lassen Sie meine Seele noch ein Mal in Wollust überströmen durch Ihren Anblick. Das Wort ist todt gegen Ihr Antlitz.... Lassen Sie mich diese Züge schauen, um zu sehen, was sich in Ihrem Busen rührt.“

Er erfaßte ihre Hand, die sie nicht zurückzog.

„Ich habe Nein gesagt, Armfelt, bitten Sie mich also nicht.“

„Diese Maske ist eine Wolke, die mir den Himmel verdeckt.“

„Mag es sein .... aber ich habe schon genug um Ihretwillen gewagt. Die Maske darf ich nicht ablegen.“

„Sie sind unbeweglich, ach Ew. ....“

Die Griechin fuhr bei diesem halb ausgesprochenen Worte zusammen.

Die Bewegung war so heftig, so lebhaft, daß Armfelt plötzlich schwieg und verwundert um sich blickte.

„Nennen Sie keinen Namen!“ sprach sie, „bedenken Sie, wenn uns Jemand hier belauscht. Wir sind unvorsichtig .... man denkt, daß ich abgereis't bin ....“

„Abgereiſ't?“

„Ja wohl … ich … Sie wiſſen … aber ich konnte dem Wunſche, Sie noch ein Mal zu ſehen, nicht widerſtehen…. O mein Gott, wie liebe ich Sie…. Was würde man von meiner Schwäche ſagen, wenn Jemand ſie kennte…. Beklagen Sie mich.“

„Ich habe nicht den Muth Sie zu beklagen, indem ich mich ſelbſt beglückwünſchen muß.“

„Was thun Sie? Laſſen Sie meine Hand.“

„Befehlen Sie mir das nicht. Ich will ſie mit Küſſen überhäufen.“

„Laſſen Sie meine Hand, ich bitte Sie.“

„Nein, nein.“

„Sie ſind fürchterlich … ich entſetze mich vor Ihnen. Sie vergeſſen ſich ganz und gar.“

„Wenn ſind wir wohl glücklich, wenn nicht in den Augenblicken, in welchen wir uns ſelbſt vergeſſen können.“

„Hüten Sie ſich, daß Sie nicht meinen Verdruß erwecken.“

„Verzeihen Sie mir, aber ich bin meiner ſelbſt nicht länger mächtig. Ein Wahnſinn hat mich ergriffen. O mein Gott, möchte ich nie aus ihm erwachen.“

„Ich muß Sie beklagen, Armfelt, ich glaubte, Sie ſeien ein Mann, und wie ſchwach finde ich Sie. Wiſſen Sie, was ich thun würde, wenn ich Sie nicht liebte?“

„Nun?“

„Verzeihen Sie mir, aber ich würde Sie auslachen.“

„Lachen, sagen Sie? Wohlan, lachen Sie nur ... auch ich will über meine eigne Thorheit lachen, aber rauben Sie mir nur nicht diese Hand ... lassen Sie mich in Ihr Auge blicken, Ihre Stimme hören, Ihre Gestalt betrachten und ... zu Ihren Füßen knieen."

Kein Wort und keine Bewegung waren dem König entgangen. Seine Raserei befand sich auf ihrem Gipfelpunkt, aber noch hielt Vincent ihn zurück, wie der Thierbändiger den Löwen hält, ehe er ihn auf seine Beute los läßt.

„Sie erblicken ja den Schmuck, Majestät, von welchem ich sprach. Sie sehen, wie hell er auf ihrer Brust schimmert."

„Ja."

In diesem einzigen kurzen Worte waren alle Qualen des Königs zusammen gepreßt.

Bei Vincent war ein satanisches Gefühl erwacht. Auch er hatte viel gelitten, und wo das Leiden nicht Religiosität und Resignation hervorruft, gebiert es die Gegensätze, und das Leiden verändert immer den Menschen, schiebt ihn entweder nach der einen oder andern Seite hin.

Armfelt sprach nicht weiter. Leise zog er die Griechin an seine Brust und auch diese flüsterte kein Wort. Ein Seufzer nur hob ihren Busen, als er seinen Arm um sie schlang, und allmählig wie der Seufzer hinstarb, sank ihr Haupt auf seine Brust nieder.

Die Liebe hatte sie überwältigt.

„Jetzt ist der Augenblick da," flüsterte Vincent dem König zu; „jetzt!"

Wie ein Sturmwind stürzte der König rasend hervor.

Gleichsam von einem mächtigen elektrischen Schlage berührt, trennten sich Armfelt und die unbekannte Dame augenblicklich.

Der König stand zwischen ihnen, ein dräuendes, sturmerfülltes Gewitter zwischen zwei Sternen.

„Fluch!" rief er, „Fluch!"

Die Musik braus'te eben durch die Luft, und es war, als wollten die Töne seinen Fluch übertäuben.

Der König wollte reden; aber das ganze Orchester fiel auf einmal ein, und er hörte kaum seine eigene Stimme. In seinem Zorne stampfte er den Boden, aber die Musik fuhr fort.

Eine neue, eine andere Verzweiflung ergriff ihn. Das Großartige seiner Leidenschaft verschwand, indem eine Zufälligkeit ihn geißelte. Die Leidenschaft verlor ihre Schwingen durch die neckische Macht eines Alltagsereignisses. Er wollte reden und er fand die Worte nicht. Dann fiel zufälliger Weise sein Blick auf das Jagdhorn, das am Baume hing, und er ergriff es instinktmäßig.

Der König war einer der ausgezeichnetsten Jäger seines Reiches, und ihm war ein Jagdhorn nichts Neues.

Er wußte nicht, was er thun sollte, aber er wollte reden, er wollte befehlen, er wollte gehört sein, er wollte

Wache herbeirufen. Er setzte das Jagdhorn an seinen Mund und gab ein Signal; er mußte sich Luft machen.

Aber kaum hatte er das Signal gegeben, als General Acton an der Spitze einer Abtheilung Soldaten von der einen Seite, und die Lazzaroni von der andern herbei eilten.

„General,“ befahl der König, „verhaften Sie diese Dame. Führen Sie sie hinweg von hier, ich will sie nicht sehen ....“

General Acton vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren, so bestürzt war er.

„Herbei!“ rief er den Lazzaroni zu, und deutete auf Armfelt: „Da ist er.“

„Welche unerhörte Betrügerei! welche Schandthat!“ fuhr er fort. „O heilige Maria, erbarme Dich meiner! Lubomirsky, stütze mich ... ich schwanke! o mein Gott, was habe ich gethan, daß man mich so verräth?“

Alle standen wie vom Blitz getroffen.

Die Musik klang jetzt leiser, sie war jetzt spielend und leicht, fröhlich und kosend.

Mit Schauder maß Armfelt die Tiefe des Abgrundes, an dessen Rande er sich befand. Er zitterte nicht, aber sank dem König zu Füßen. Er sprach nicht, aber er faltete seine Hände und erhob sie gegen den König, an dessen anderer Seite auch bereits die unbekannte Dame kniete.

Auf Vincents Arm gestützt, warf der König seine

Blicke von dem Einen zur Andern. Es schien, als fürchte er sowohl sich selbst wie Diese.

„Gnade!“ flehte die Dame.

„Majestät!“ fügte auch Armfelt hinzu, „Gnade!“

Aber der König wandte sein Antlitz von ihnen ab. In seinem Herzen wohnte jetzt kein Mitleid.

„Führe sie hinweg, Acton,“ befahl er auf's Neue. „Fort mit ihnen!“ und ohne zu reden, gab er den Lazzaroni ein leicht verständliches Zeichen, indem er wieder auf Armfelt deutete.

Armfelt bemerkte das Zeichen, und plötzlich sprang er von seiner knieenden Stellung empor und eilte auf die Griechin zu.

Acton that einen Schritt, um dem Befehle nachzukommen; auch die Lazzaroni rührten sich.

„Zurück!“ rief Armfelt. „Wenn Jemand es wagt, seine Hand an mich oder diese Dame zu legen, ich tödte ihn.“

Armfelts Aeußeres war nicht heftig, nicht leidenschaftlich; es war im Gegentheil ruhig und offen, aber männlich und entschlossen.

Seine Hand faßte eine der Pistolen in seinem Gürtel und er hob sie empor.

„Sie haben unser Urtel gesprochen,“ redete er Ferdinand an. „Ich habe nichts gegen dasselbe zu erinnern; aber noch bin ich ein freier Mann, und ich bin den Umständen schuldig, Ihnen einige Bedingungen abzufordern.

Zürnen Sie mir nicht zu sehr, wenn ich gezwungen bin, mit der Pistole in der Hand zu parlamentiren. Ich fordere, daß Sie befehlen, daß Niemand diese Dame berührt. Sie müssen es versprechen, Majestät."

Der König schwieg noch immer.

„Ich fordere, Majestät, daß Sie diese Dame in einer Art und Weise behandeln, die nicht allein der Dame, sondern auch Ihrer selbst, Majestät, würdig ist ... ich selbst fordere nichts."

Der König antwortete nicht.

„Ich fordere ...."

Acton gab jetzt der Wache ein Zeichen, sich auf Armfelt zu werfen, indem er selbst hervorsprang, um ihn zu entwaffnen.

„Halt!" befahl jedoch der König, als er diese Absicht bemerkte. „Still!"

Es lag etwas Großartiges, wirklich Königliches in diesem Augenblicke in Ferdinands Auftreten. Sich gegen Armfelt wendend, streckte er seine Hand gegen ihn aus, als wolle er reden.

„Rette mich!" flüsterte die Griechin Armfelt zu; „rette mich! O, weshalb stellte ich meine Reise ein! weshalb willigte ich in diese Zusammenkunft! O mein Gott, rette mich!""

Und während sie sprach, schmiegte sie sich dicht an Armfelt, als suche sie Schutz an seiner Brust.

Armfelt schlang seinen Arm um sie und drückte sie

an sein Herz. Um keinen Preis der Erde hätte er sie jetzt verlassen können.

„Ich kann kein größeres Opfer als mein Leben bringen," flüsterte Armfelt ihr zu, „ich bin bereit es hinzugeben."

„Hinweg mit der Pistole!" befahl der König.

„Willigen Sie in meine Bedingungen, Majestät."

„Keine Bedingungen!"

Und mit noch erhobener Hand, mit stolzer Stirn und ruhigem Blick schritt der König langsam auf ihn ein.

Armfelts Qualen in diesem Augenblicke würden nicht leicht zu beschreiben sein. Noch nie hatte er sich so unglücklich, so vernichtet gefühlt, und doch blickte er mit ruhiger Stirn den König an. Nur ein einziger Gedanke erfüllte seine ganze Seele: die Nothwendigkeit, die zu retten, die in ihm ihre einzige Stütze besaß.

Der König schritt indeß gegen die Mündung der Pistole heran.

Seine Haltung war majestätisch, der Augenblick war imposant.

Wie gelähmt betrachteten Alle den König und Armfelt. General Acton, dem Befehle des Königs gehorchend, blickte mit Entsetzen die Scene an. Vincent war nicht weniger ergriffen.

„Hinweg mit der Pistole!" befahl Ferdinand auf's Neue.

Armfelts Brust hob sich, sein Herz klopfte gewaltsam, seine Hand zitterte.

„Ew. Majestät!“ sprach er.

Der König trat ruhig näher. Armfelts Antlitz erhellte sich, ein anderer Gedanke durchblitzte seine Seele.

„Sie haben Recht, Majestät,“ fuhr Armfelt fort, „hinweg mit der Pistole.“

Und er warf sie weit von sich.

„Hier ist mein Platz,“ sprach er weiter, „nur hier.“

Und er fiel wiederum dem König zu Füßen.

Der König blieb stehen, als sei er durch diese Bewegung überrascht.

Es entstand eine lange tiefe Pause.

Der Schloßpark in Neapel liegt dicht am Schlosse selbst. Wenn die königliche Wache in's Gewehr tritt und die Trommel gerührt wird, hört man es auch mit Leichtigkeit im Park. Gleichsam um die Aufmerksamkeit des Königs nach einer andern Richtung hinzulenken, hörte man in diesem Augenblicke die wirbelnden Trommeln der Wache. Der König lauschte unwillkürlich, und einmal lauschend, vermochte er sein Ohr nicht davon zu trennen. Was er hörte, war die Begrüßung einer königlichen Person.

„Welcher?“ frug er sich.

Er wagte kaum zu athmen. Immer lauter und klarer tönten die Wirbel zu ihm herüber.

Die Ereignisse entwickelten sich jetzt rasch.

Im nächsten Augenblicke wurde der Platz, auf welchem der König und die Uebrigen sich befanden, von dem Scheine vieler Fackeln erhellt, und eine bunte Schaar von Hofleuten eilten heran .... unter diesen befanden sich auch die Königin und die Oberhofmeisterin.

Die Fürstin Menzikoff und Mylady Munk, von Willjams begleitet, erschienen zu gleicher Zeit, und vereinigten sich mit dem Gefolge der Königin.

„Ew. Majestät," sprach die Königin; „was heißt das hier! Heilige Mutter Gottes, was geschieht hier!"

Der König antwortete nicht, aber sein Arm sank schlaff herab.

„Erklären Sie sich, Majestät, was ist geschehen? — irgend ein Unglück ... hat man sich gegen Ew. Majestät vergangen ... hat Jemand gewagt? ... o erklären Sie sich ... erklären Sie sich."

Der König war mehr als verwirrt, er war vernichtet; und nichts destoweniger leuchtete ein Strahl der Freude in seinem dunkeln Auge.

„Weshalb knieen diese, Ew. Majestät," fuhr die Königin fort. „Was bedeutet dies Schweigen ... diese Soldaten, diese Masken?"

Niemand antwortete ihr. Alle erwarteten, daß der König reden würde; aber er stand gleichsam wie versteinert da, den Blick fest auf die Königin gerichtet.

„Wer ist diese Dame?" fuhr die Königin fort.

„Wie können Sie so grausam sein, Majestät, sie in diese unbequemen Stellung verharren zu lassen. Erhebe Dich, schöne Griechin.... Wer bist Du? Vor allen Dingen lege die Maske ab ... sie ist zu unbequem, um zu reden. Du hast wohl keinen Grund, Dein Antlitz zu verbergen!"

Und die Griechin kam sofort dem Geheiß der Königin nach, sie demaskirte sich, es war ... Hedwig.

Wir überlassen es dem Leser selbst, sich die Ueberraschung auszumalen, die, obgleich in ganz verschiedener Weise, die Anwesenden ergriff.

„Wie!" rief die Königin; „Baronin Armfelt! Sie hier? Was heißt das? Sie verließen bereits gestern Neapel, nicht wahr? und jetzt hier, maskirt ... eine Zusammenkunft mit Ihrem Gatten. Baron ..." und sie drohte Armfelt mit dem Finger, „Sie sind ein gefährlicher Mensch. Conspiriren Sie jetzt auch gegen unsere Krone? Gott weiß, ob Ihre Regierung nicht recht thut, wenn sie sich bestrebt, Sie aus dem Wege zu räumen.... Eine solche Verschwörung, wie Sie und Ihre Frau Gemahlin, Herr Baron, flößt Furcht ein."

Armfelt athmete wieder auf. Er drückte mit dankbaren Blicken und Mienen Hedwigs Hand. Sie lächelte ihm mild entgegen, wenn auch ihre Wange blaß war und von einem noch leidenden Herzen zeigte. Er dankte Gott für das überraschende und glückliche Quiproquo, das hier stattfand, und es ahnte ihm, daß er nicht dem Zufall es

zu verdanken hatte, sondern einer voraussehenden Klugheit der ...."

„Sire," fuhr die Königin fort, indem sie sich an Ferdinand wandte. „Wenn Sie nichts mehr zu befehlen haben, dann erlauben Sie, daß wir diesen Ort verlassen. Kommen Sie."

Der König erhob seinen Kopf, er fuhr mit der Hand über die Stirn. Er fühlte, daß er schuldig sei, eine Erklärung abzugeben, und sei sie noch so unbedeutend; aber er fand die Worte nicht. Die Blicke des Hofes störten ihn.

Armfelt bemerkte seine Verlegenheit und näherte sich ihm, um ihm zu Hilfe zu kommen.

„Majestät," sagte er. „Sie verzeihen mir."

Der König fuhr bei diesen Worten zusammen und warf einen forschenden Blick auf ihn.

Armfelt war Hofmann, wenn es die Umstände erheischten.

„Sie verzeihen uns Beiden, nicht wahr, Majestät," fügte Armfelt hinzu, ohne Ferdinands Antwort abzuwarten.

Es lag so viel Ehrfurcht und Ergebenheit in Armfelts ganzem Auftreten, daß der König sich zu beruhigen begann.

„Aber ... Majestät, wie sehr wir uns auch vergangen haben," fuhr Armfelt fort, „ich wage ferner doch noch einen Beweis Ihrer Güte zu beanspruchen."

„Reden Sie ... ich bewillige es im Voraus."

Armfelt hatte den König und die Veranlassung seines drohenden Auftretens durchschaut. Der König fürchtete eine solche Durchschauung, und noch mehr, er fürchtete, daß Armfelt ihn durch irgend ein unvorsichtiges Wort blosstellen möchte.

Sie betrachteten einander mit diplomatischen Blicken.

„Versprechen Sie mir, Majestät, daß mein Verbrechen ...."

Armfelt wußte in der That nicht, was er sagen sollte, aber er hegte den Wunsch, den König aus seiner unangenehmen Lage zu befreien.

„Daß mein Verbrechen," fuhr er fort ... „ein Geheimniß zwischen Ihnen und mir verbleiben darf?"

Ferdinand verstand ihn jetzt und näherte sich ihm freundlich.

„Ich verspreche es, Armfelt; verspreche es bei meiner Ehre!" antwortete der König, „und ich versichere zugleich, daß Sie immer einen lieben Platz in meinem Gedächtnisse behalten sollen."

Der König athmete leichter; er fühlte sich gerettet.

„Und Sie, Majestät," wandte Armfelt sich an die Königin, „Sie fürchten ... daß ich gegen Ihre Krone conspirire. Fürchten Sie das nicht. Sie wissen zu gut, daß kein Sterblicher das Herz haben würde, eine Krone anzutasten, die auf einer so schönen Stirn ruht. Dahingegen glaube ich, Sie conspiriren gegen mich, Majestät."

Während Armfelt sprach, verrieth seine Stimme, sein Blick, ja selbst seine Worte, ein so warmes, lebhaftes Gefühl, daß er die Aufmerksamkeit auf sich zog. Dies entging der Königin nicht, und ein Schrecken bleichte einige Augenblicke ihren sonst so frischen Teint.

„Ich sollte gegen Sie conspirirt haben? ... o Baron, ich bitte Sie."

„Gegen mein Herz conspirirt, Majestät."

Selbst der König lauschte erstaunt seinen Worten.

„Ihr Herz? ich verstehe Sie nicht!" stammelte die Königin.

Armfelt schwieg, während er mit der Hand über die Stirn fuhr.

„Gewiß, Majestät; daß meine gute Hedwig ihre Reise aufgeschoben hat und mich durch einen kleinen Carnevalsstreich überrascht, darin ahne ich Ihren Finger, Königin, Ihre Ueberredungsgabe ... und ist das nicht eine Conspiration gegen mein Herz?"

Die Königin lächelte wieder.

„Es ist wahr, Baron, daß ich Ihren Wunsch kannte und gleichfalls um die Reise Ihrer Gemahlin wußte ... aber ... die Ueberraschung ist doch nicht ganz mein Verdienst. Die Baronin hat einen größern Antheil daran. Sie haben ihr doch Ihren Dank ausgesprochen?"

„Bei Gott, Hedwig ... Du liebst mich wahr und innig. Ich werde Dir dafür ewig dankbar sein."

Die gespannte Aufmerksamkeit, mit welcher man Armfelts Worten gelauscht hatte, löste sich in ein Beifallsmurmeln auf.

Williams dagegen verglich seine Erinnerungen ... die Dame, die zur Rettung seiner und Armfelts auf der Treppe am Arsenalsee aufgetreten war, mit dem, was er jetzt sah ... und ein Lächeln spielte um seine Lippen.

Die Fürstin Menzikoff und Mylady Munk verstanden eigentlich von Alle dem, was sie hier erblickten, gar nichts.

„Kehren wir in's Schloß zurück?“ bat die Königin.

Aber der Blick des Königs haftete auf Vincent, und er rührte sich nicht von der Stelle.

Die exaltirte Kraft, welche der Gang und das Gewicht der Ereignisse bei Vincent unterhalten hatten, verschwand, als er seine letzten Hoffnungen einstürzen sah.

Er war gegen einen Baum zurückgesunken und sein Blick haftete am Boden. Seine Brust hob sich langsam und jeder Blutstropfen war aus seinem Antlitz geflohen.

„Acton,“ sprach der König, „bewachen Sie ihn. Mit Ihrem Leben haften Sie dafür, daß er nicht entflieht.“

Armfelt und Williams hatten bis jetzt Vincent ganz unbeachtet gelassen. Sie kannten die wahre Ursache zu dem Befehle des Königs nicht; sie vermutheten, daß Acton ihm erzählt habe, wie Vincent unter dem Namen Zamparelli eine zweideutige und feindliche Rolle gegen Armfelt spielte.

Armfelt glaubte immer Grund zu haben, Vincen mit Schonung zu behandeln, und fühlte sich aufgefordert, eine Fürbitte für ihn einzulegen.

Als Vincent Armfelts Bitte hörte, fühlte er sich noch unglücklicher als vorher, und empfing des Königs Zusage zu Armfelts Bitte mit der größten Gleichgiltigkeit.

In demselben Augenblicke, wo der Hof den Park verließ, winkte die Oberhofmeisterin Armfelt zu sich heran.

„Morgen," sagte sie, „muß unsere Regierung in dem Chef der schwedischen Corvette ihre Antwort auf das Schreiben des Herzog-Regenten zustellen. Sie müssen vorher Neapel verlassen haben.... Was sagen Sie ... Sie haben ja jetzt nichts mehr hier zu thun."

„Sie haben Recht ... ich habe nichts mehr hier zu thun, ich reise ...."

„Ich habe mit Mylady Munk gesprochen. Der Wagen erwartet Sie.... Reisen Sie einige Tage auf's Land und seien Sie willkommen, sobald die Corvette die Rhede verlassen hat."

„Grüßen Sie ... grüßen Sie ..."

„Ihre Frau Gemahlin? Sie werden sie antreffen, ehe Sie abreisen."

Vincent und Willjams blieben allein zurück.

Willjams hatte nicht das Herz, seinen jetzt vielleicht zweideutigen, früher aber treuen Freund in der Lage zu verlassen, in welcher sich dieser jetzt befand. Willjams

erinnerte sich auch an Adlerstjerna's letzte Worte, die in einer bemerkenswerthen Weise die Namen Vincent, Louise und Zamparelli zusammenstellten, und seine Liebe flüsterte ihm die Hoffnung zu, daß Vincent ihm möglicher Weise einige Aufklärungen über Louise mittheilen könne.

Vincent schien sich in kein Gespräch einlassen zu wollen. Ermüdet, fast sterbend, warf er nur einen matten, nichtssagenden Blick auf Willjams.

„Lassen Sie mich Sie in Ihre Wohnung zurückführen,“ bat Willjams endlich.

„In meine Wohnung?“ wiederholte Vincent. „Wohnung, Heimath! ... ich habe mein ganzes Leben hindurch eine Heimath gesucht und keine gefunden! Heimath!“ wiederholte er. „Ja, ich will heim gehen ... dort oder dort.“

Er deutete erst auf den Himmel und sodann auf die Erde.

Aber plötzlich fuhr er auf, als erinnere er sich an Etwas.

„Ich hätte Sie hassen, tief hassen müssen, und doch habe ich Sie geliebt,“ sprach er zu Willjams.

Willjams verstand ihn nicht.

„Jetzt, wo Alle mich verlassen, bleiben Sie allein zurück, Sie thun recht daran und ich werde nicht undankbar sein. Wünschen Sie eine Person zu treffen, die Sie lange gesucht haben?“

„Louise?“

„Nein.“

„Wen dann?“

„Folgen Sie mir in's Dominikanerkloster und Sie werden Sie erblicken.“

Viertes Kapitel.

San Dominico Maggiore.

Die Dominikanerkirche ist reich an werthvollen Gemälden der ausgezeichnetsten italienischen Meister.

Am Eingange der Kirche befindet sich eine kleine Kapelle, die Christuskapelle.

An der einen Seite dieser Kapelle sieht man den Erlöser als Kind. In der Mitte befindet sich Michel Angelo's „die Geißelung", ein Gemälde, das zwar durch das Alter fast schwarz geworden ist und an welchem man nur mit Mühe die schönen Formen entdeckt, das aber seinen erhabenen Gegenstand kühn, sicher und schön verherrlicht.

Die beiden Gemälde waren von prachtvollen vergoldeten Kandelabern mit brennenden Wachskerzen umstellt. Beleuchtet von dem starken Lichte, knieete eine Nonne vor dem Christuskinde.

Der Schleier war zurückgeschlagen, und nicht allein

ihr Gesicht und ihre Augen, sondern auch ihre Hände waren zu dem Christusbilde erhoben.

Sie betete still und innig und mit einer ununterbrochenen Andacht.

Die Klosterregeln sind im Allgemeinen streng, wenn sie auch nicht immer zur Ausführung gebracht werden.

Unter Anderm erlauben sie keinem Manne, ein Nonnenkloster, und keinem Weibe, ein Mönchskloster zu besuchen. Und wenn diese Vorschrift auch gewöhnlich befolgt wird, so stehen doch immer die Kirchen beiden Geschlechtern offen.

Ein Mann in einer dunkeln Kutte hatte sich auch jetzt im Tempel eingefunden; ohne Zögern begab er sich direct nach der Kapelle, wo die Nonne kniete, und vom Gebet erfüllt, dieser alle weltlichen Leidenschaften bezwingenden Macht, mehr dem Himmel als der Erde gehörte.

Der Mann blieb dicht hinter ihr stehen und betrachtete sie aufmerksam.

Die Nonne fuhr in ihrem Gebete fort.

Aus dem Innern der Kirche tönte ein leiser Gesang von schönen, klaren Frauenstimmen, wie ein Abendgebet durch das Gewölbe.

Der Mann in der Kutte schien jedoch dafür keinen Sinn zu haben. Gleichsam gegen Alles abgehärtet, ruhte sein Blick unverwandt auf der Nonne, deren Antlitz er indeß nicht sah.

Mochte er nun endlich die Geduld verlieren oder fühlte er sich nicht wohl an einem Orte, wo Alles ihn an ein religiöses oder durch die Religion verklärtes Leben erinnerte, oder beherrschte ihn irgend ein besonderes Gefühl, genug, er streckte seine Hand aus und legte sie leise auf die Schulter der Nonne.

Aber diese Berührung, die jeden Andern aufgeschreckt haben würde, schien ihr ganz verloren zu gehen. Sie fuhr zu beten fort.

In dem Antlitze des Mannes drückte sich nun ein Anflug von Verdruß aus, den er zwar zu ersticken versuchte, aber ohne besonderes Glück.

„Wanja!" sprach er endlich.

Aber die Nonne schien auch diese Anrede nicht zu bemerken. Sie setzte ruhig und ungestört ihr Gebet fort.

Der Mann zog nun seine Hand von ihrer Schulter zurück und kreuzte die Arme über die Brust, ohne jedoch seinen Blick von ihr abzuwenden.

Endlich war das Gebet der Nonne zu Ende, aber ehe sie sich erhob, ließ sie den dichten Schleier vor ihr Gesicht herabfallen.

„Was wollen Sie von mir, Vincent?" frug sie den Mann, ehe sie sich noch umkehrte.

Ihre Stimme war so ruhig, fast kalt, als käme sie über Lippen, die für nichts Anderes als das Gebet geöffnet würden.

Vincent — der Fremde war Niemand Anderes —

antwortete ihr nicht sofort, sondern betrachtete sie noch einen Augenblick. Jeder Ausdruck von Leidenschaft verschwand aus seinem Gesicht, und es schien, als würde er eben so kalt wie sie.

„Lüfte Deinen Schleier, Wanja,“ sprach er endlich.

„Ich frage Dich, Vincent,“ wiederholte Wanja, „was willst Du von mir?“

„Ich will, daß Du den Schleier lüftest.“

„Der Schleier ist gefallen zwischen mir und Dir ... Deine Hand lüftet ihn nie. ... Was willst Du?“

Es lag etwas so Religiös-feierliches, fast Ueberirdisches in ihrem ganzen Wesen, selbst in ihrer Stimme und in ihren Worten, daß ein wunderbares, eisiges Gefühl Vincent durchdrang, aber dieses Gefühl dauerte nur kurze Zeit.

„Hast Du die Welt vergessen, Wanja?“ fragte er, als wolle er die Kraft ihrer Andacht in Versuchung führen.

„Ich habe sie vergessen.“

„Hast Du Alles vergessen, was Du liebtest?“

„Alles!“

Es trat eine Pause ein.

Der Schleier machte es unmöglich, aus Wanja's Gesichtszügen auf ihre inneren Regungen zu schließen.

Vincents Aeußere war gleichfalls ein Schleier, durch welchen man keinen seiner Gedanken und Gefühle zu lesen vermochte.

„Es ist also wahr, daß Sie die Welt vergessen

haben," fuhr Vincent fort. „Alles vergessen, was Sie auf Erden liebten. Schade um Sie!" fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „ich komme also zu spät."

Die sonst ruhig gesprochenen Worte hatten eine ironische Bedeutung.

„Reden Sie, Vincent ... zu spät, sagen Sie!"

„Ich kam, um den Theil der Welt in Ihre Arme zu legen, den Sie vergebens suchten, als Sie noch der Welt gehörten ... der aber jetzt Sie vergebens sucht ... dieser Theil fragt Sie, wo Sie sind? und obgleich Sie noch der Welt gehören, antworten Sie doch, daß Sie dem Himmel gehören."

Wanja's Schleier bewegte sich.

Man sah, daß sie ihren Kopf erhob und daß ein leichtes Beben ihre Glieder durchzuckte.

„Sie reden von meinem Sohne, Vincent?"

„Ja."

„Sie haben ihn also wieder gefunden?"

„Ich habe ihn gefunden."

„Er ist hier?"

„Hier."

„Lassen Sie ihn hier eintreten ... ich will ihn sehen ... ich will mit ihm reden ..."

„Sie irren sich, Wanja. Ich will ihn nicht einer Mutter zuführen, deren Herz ausgestorben ist."

„Es lebt, Vincent ... aber ein anderes, ein besseres

Leben, als Du zu fassen vermagst. Laß ihn hierher kommen."

Vincent betrachtete Wanja mit Erstaunen, so verändert schien sie ihm zu sein. Er hatte sich Wanja als von Qualen, von Kummer, von Unruhe und Vorwürfen zerfleischt gedacht, aber er fand sie so ruhig, als sei ein ewiger Friede siegend in ihr Herz eingezogen.

Allerdings hatte er eine augenblickliche Regung, eine Unruhe bei ihr wahrgenommen, aber diese verschwand bald und sie beherrschte sich wieder. Sie sprach von ihrem Sohne, den sie früher mit einer Leidenschaft, die bis an Wahnsinn grenzte, geliebt hatte, als von einem Fremden ... und doch nicht ganz wie von einem Fremden. Vincent konnte sich diese Art und Weise, so kurz, so kalt und doch so voller Bedeutung, nicht erklären. Aber er wußte auch nicht, was die Religion, wenn sie wahrhaft und lebendig in unserem Inneren lebt, vermag, er wußte nicht, was ein wirklicher Friede des Herzens bedeutete.

Wanja stand ihm fremd gegenüber. Sie war nicht mehr ein schwaches, leidenschaftliches Weib in der Tracht einer Nonne, sie spielte keine Rolle mehr, sie war, was sie schien.

Die himmlische Liebe hatte ihr Herz geläutert.

Sein ganzes Leben hindurch hatte Vincent sich gleichsam an dieses Weib gefesselt gefühlt; er hatte sich verdammt gefühlt, eine Undankbare zu lieben und in dieser Liebe zu vergehen. Seine Liebe war eine Strafe

Männlich und selbstständig in allem Anderen, war er ihr gegenüber schwach und unfrei, und er war es noch in diesem Augenblicke.

Aber die Art und Weise, in welcher Wanja jetzt auf ihn einwirkte, weckte kein Feuer, keine Flamme in seiner Brust, sie kühlte ihn.

Auch auf Wanja übte Vincent einen andern Eindruck. Seine Anwesenheit erinnerte sie an ein ganzes Leben voll Thorheiten unter dem Einflusse despotischer, launischer Leidenschaften. Es schien ihr, als wenn diese Leidenschaften sie wieder in Vincents Person aufsuchten, um sie auf's Neue in die Verwirrung hinaufzulocken, und sie zog sich furchtsam zurück.

Der Anblick Vincents führte sie noch mehr auf sich selbst zurück und aus der Welt hinaus, und sie würde für diese Welt gestorben sein, wenn nicht noch ein Band existirte, welches sie nicht zu zerreißen vermochte, das Band der Mutterliebe.

Einst hatte sie geglaubt, ihr Sohn sei todt ... und allmählig fühlte sie sich durch diesen Gedanken glücklich, weil er sie zur Versöhnung mit dem Himmel und mit sich selbst leitete; aber er lebte, und wenn dies auch augenblicklich ihr Herz mit Freude erfüllte, so fürchtete sie doch in ihrem tiefsten Innern diesen Zeugen einer weltlichen Sünde, und ihre Furcht wuchs unter dem Einflusse ihrer religiösen Vorstellungen.

Erst allmählig, nachdem ihr Herz in nähere Berüh-

rung mit Gott trat, verwandelte der Gegenstand ihrer frühern wahnsinnigen Liebe sich in eine dunkle Wolke an ihrem Himmel.

Jetzt wollte sie leiden — leiden, beten und entsagen, um ihren Fehltritt zu sühnen, und sie wollte auch den Tod des Kreuzes in ihrem Herzen leiden, um durch denselben die Welt zu versöhnen, die sie so hoch geliebt hatte und in welcher ihr Sohn noch lebte.

Als Vincent jetzt von diesem Sohne sprach, stiegen auch die warmen Gebete einer Mutter gen Himmel, aber der Welt gegenüber blieb sie kalt und verschlossen. Sie hatte ihr Leben in Gottes Hand gelegt, und nichts Weltliches vermochte sie mehr zu erschüttern.

Sie hatte gesagt, daß sie ihren Sohn sehen und mit ihm reden wollte, aber in einer ganz anderen Weise wie früher. Jetzt wollte sie die ganze Mutterliebe herausfordern und sie dann mit Füßen treten; sie wollte sich in ihrer Weise zu einer Märtyrerin machen.

Als Vincent Willjams aufforderte, ihm in's Dominikanerkloster zu folgen, war es nicht, um bei ihm oder Wanja neue Leidenschaften hervorzurufen, sondern eher, um allen Verwirrungen ein Ende zu machen. Er ließ Willjams am Eingange der Kirche warten, um Wanja auf sein Erscheinen vorzubereiten. Bald bemerkte er die Veränderung, die mit ihr geschehen war, und wir haben bereits den tiefen Eindruck gesehen, den diese auf ihn machte.

„Sie wollen ihn sehen," fuhr Vincent fort. „Wohlan, ich werde Ihren Wunsch erfüllen, aber Sie müssen mir Eines versprechen."

„Reden Sie."

„Sie müssen mir versprechen, ihm nicht zu entdecken, wer sein Vater ist."

Wanja schwieg.

„Vincent," begann sie nach einer Pause, und ihre Stimme war jetzt weniger ruhig, „immer sind Sie noch feindlich, immer erfüllt von leidenschaftlichem Hasse ... doch Gott wird auch einst die Eisrinde von Deiner Brust schmelzen und bis zu Deinem Herzen dringen ... ich verspreche es aber nur unter Einer Bedingung."

„Schwöre!"

Wanja's Schleier erzitterte.

„Höre jedoch erst auch meine Bedingung," fiel sie ein. „Du willst, daß er seinen Vater nicht kennen lernen darf; ich fordere, daß Du ihm niemals entdeckst, wer seine Mutter ist."

Wie ganz anders war Wanja nicht jetzt als früher. Er begriff sie nicht mehr. Aber wenn er aus weltlichen Gründen, vielleicht selbst aus Eitelkeit kein Wort von Williams Vater hören wollte, so wurde Wanja von religiösen Gründen geleitet, vielleicht selbst von religiöser Eitelkeit. Sie wollte ihren Schleier rein und unbefleckt erhalten.

„Du hast den Muth nicht, Wanja, Deine eigene Be-

dingung zu erfüllen. — Bedenke, was Du forderst ... Du zerreißest Dich selbst ... wozu diese Tyrannei gegen Dein eignes Gefühl?"

„Ich habe die Welt vergessen ... ich kenne meine Kräfte ... schwöre."

„Aber weshalb ... wozu ..."

„Schwöre, meinen Wunsch zu erfüllen."

Sobald Vincent versuchen wollte, in ihr Inneres einzudringen, zog sie sich kalt zurück, und er war zu lebensmüde, zu entkräftet, um sie zu verfolgen.

„Wohlan denn," antwortete er, „ich ehre Deinen Willen und schwöre ihn zu erfüllen!"

„So nimm auch meinen Schwur hin ..."

Vincent begab sich jetzt an den Ausgang der Kirche und kehrte bald mit Williams zurück.

Als er sich Wanja näherte, drückte diese den Schleier dicht vor ihr Antlitz, um ihn so besser betrachten zu können.

Williams ahnte nicht, wem er gegenüber stand, und begriff auch nicht, in welcher Absicht Vincent ihn in die Kirche geführt hatte. Als er nicht angesprochen wurde, blieb er stumm neben Vincent stehen.

„Ich kenne ihn wieder," begann endlich Wanja, „er ist es."

Vincents Auge ruhte unverwandt auf Wanja. Er wollte den Schleier durchdringen, um den Ausdruck ihres Antlitzes zu erblicken; er wollte sehen, ob ihre Kälte doch

nicht nur das Resultat eines erkünstelten Strebens sei. Indessen mußte er gestehen, daß sie bei Willjams Auftreten nicht das geringste Zeichen einer Aufwallung gegeben habe.

„Ich habe gewünscht, mit Ihnen zu reden, mein Herr," nahm Wanja wieder das Wort, indem sie sich an Willjams wandte, und nachdem sie vielleicht doch ihrem heftig und unruhig klopfenden Herzen Gewalt angethan hatte, „ich habe mit Ihnen zu reden gewünscht, um Ihnen etwas zurückzugeben, was Sie verloren haben."

„Was ich verloren habe? ... Fromme Schwester, ich wüßte nicht ..."

Wanja's Ruhe flößte Vincent ein Gefühl des Verdrusses ein. Sie besaß eine Ueberlegenheit, um die er sie selbst würde beneidet haben, und es freute ihn, als doch ein leises Zittern sich bei Wanja zu erkennen gab, während Willjams sprach.

„Sie haben dieses Portrait verloren," unterbrach sie ihn.

Und indem sie sich wieder beherrschte, reichte sie ihm jetzt das kleine Medaillon, welches er bei Louisen verloren hatte.

„In der That, ja, ich habe dieses Portrait verloren. Wie haben Sie das gefunden? Ich weiß selbst nicht, wie und wann ich es verloren habe. Ich habe es lange vermißt ..., ich danke Ihnen ... ich danke Ihnen herzlich."

„Das Portrait ist Ihnen also lieb und theuer?"

„Sollte es das nicht sein?“ und er drückte das Portrait an seine Lippen. „Ich glaube, ich ahne, ich kann sagen, daß ich weiß, es ist ein Bild meiner Mutter.“

„Sie lieben also Ihre Mutter?“

„Unendlich! und sollte ich das nicht?“

„Ihre Mutter ist also gut und lieb gegen Sie gewesen?“

„Gut und lieb? ... o, ich weiß es nicht ... ich kenne sie nicht ... ich habe sie nie gesehen. O mein Gott! weshalb hat sie mich verstoßen, mich, der ich sie so innig lieben würde? Wie oft habe ich nicht zum Himmel gefleht, sie ein einziges Mal zu sehen, nur ein einziges Mal ... die Erinnerung an sie würde mich für das ganze Leben glücklich machen.“

„Und wenn Sie Ihre Mutter einen einzigen Augenblick sähen?“

„Ich wollte vor ihr knieen, ich würde meine Arme gegen sie ausbreiten, ich würde sie an meine Brust drücken, ich würde ihr in die Augen schauen, und ich würde ... sie nach meinem Vater fragen.“

Vincent vermochte durchaus keine Regung bei Wanja zu entdecken, und er mußte jetzt die Kraft bewundern, die sie zeigte. Er sah jetzt, daß ihre Ruhe nicht erkünstelt, sondern ein wirkliches inneres Leben sei, von dessen Wahrheit er überzeugt sein müsse. Aber dies überzeugte ihn auch von der wunderbaren Macht, welche das Wort Got-

tes über unsere Herzen übt, wenn wir uns ihm innig und vollkommen ergeben.

„Und wenn ich meinen Vater wiederfände,“ fuhr Willjams fort, „wie glücklich würde ich mich fühlen ...“

„Ich habe sie Beide gekannt,“ fiel Wanja ein.

„Sie haben sie gekannt? Sagen Sie mir, liebten sie mich? haben sie mich je an ihre Brust gedrückt, hat meine Mutter mich geliebkos't, hat sie mich auf ihren Armen getragen?“

„Sie fragen nicht nach ihren Namen?“

„Ihr Name? ... o, ich will nur wissen, ob sie mich geliebt hat.“

„Sie fragen auch nicht, ob Ihre Eltern noch leben?“

„Weshalb sollte ich fragen? sie müssen leben ... ja, sie leben, ein inneres Gefühl sagt es mir ... sagt mir, daß ich sie einst wiederfinden soll. Es wäre fürchterlich, sie so zu lieben wie ich, und nicht die Hoffnung zu hegen, sie einst zu finden. Die Vorsehung straft uns nicht härter, als wir die Strafe zu ertragen vermögen. Nein, nein, sie leben, um mich einst zu segnen ... ich bin davon überzeugt.“

Willjams sprach mit großer Wärme, seine edle, jugendliche Heltung wirkte nicht allein auf Wanja, sondern auch auf Vincent ein.

„Ich habe Ihnen gesagt,“ fiel Wanja ein, „daß ich Ihre Mutter gekannt habe.“

„Wo soll ich sie suchen? ... wo werde ich si. finden?

nichts soll meine Schritte hemmen, bis ich ihr zu Füßen liege."

Die Prüfung, welcher Wanja sich unterzogen hatte, war fürchterlich.

Wenn Willjams sie in seinen Gedanken mit einer solchen Liebe umfaßte, wie würde er es nicht erst in der Wirklichkeit thun. Aber sie blieb ruhig und unerschütterlich.

„Ich werde Ihnen sagen, wo Ihre Mutter ist."

Zuversicht und Hoffnung strahlten aus Willjams Blicken.

„Zweifeln Sie nie an der Gerechtigkeit der Vorsehung. Das Unglück ist keine Strafe, sondern eine Prüfung, die uns veredeln und stärken soll. Ihre Mutter ist todt."

„Todt! ..."

Wanja's Erklärung rief keine tiefere Regung bei Willjams als bei Vincent hervor. Sie hatte durch diese auf einmal die Hoffnung vernichtet, nicht allein Willjams Hoffnung, seine Mutter zu finden, sondern auch die ihrige, ihn jemals anzuerkennen.

Vincent fühlte sich durch dieses Opfer heftig erschüttert, und Wanja stand ihm in diesem Augenblicke als ein reines, von dem Kummer des Lebens gereinigtes Weib gegenüber. Und was hatte ihr wohl diese Kraft verliehen? ... die Religion.

„Ich muß Sie bewundern, Wanja. Ich muß Sie

mit einer andern Liebe anbeten, als ich bis jetzt gethan habe," nahm Vincent das Wort. „Wanja, wie viel stärker sind Sie nicht als ich."

Willjams erinnerte sich, daß er früher den Namen Wanja gehört habe, und er wurde aufmerksam.

„Auch ich will reden," fuhr Vincent fort. „Es kann nicht schwerer sein, seinen Haß als seine Liebe zu opfern. „O nein, ich verstehe jetzt, daß es leichter sein muß." Und indem er sich an Willjams wandte, fügte er hinzu: „Sie hören, daß Ihre Mutter todt ist ... aber wenn Wanja Ihnen eine Mutter raubte, will ich Ihnen einen Vater geben."

„Er lebt also? ... o, haben Sie Dank."

„Ich führte Sie hierher und versprach Ihnen, daß Sie hier Jemand antreffen sollten, den Sie lange gesucht haben. Mein Versprechen muß ich erfüllen. Ich vermag Ihnen keine Mutter wieder zu geben, aber wie gesagt, ich will Ihnen einen Vater schenken."

Wanja lauschte Vincents Worten mit der größten Aufmerksamkeit; aber sie blieb nichtsdestoweniger vollkommen ruhig und unbeweglich.

„Wo finde ich meinen Vater? ... o, wo ist er, damit ich mit ihm den Verlust meiner Mutter beweinen kann?"

Vincent knöpfte seinen Rock auf und nahm eine kleine Brieftasche hervor.

„Hier," sprach er, „nehmen Sie diese Brieftasche ...

sie gehört von diesem Augenblicke an Ihnen. Sie enthält vollständige Aufklärungen über Ihre Eltern, mehrere Papiere, die Sie in verschiedene Gerechtsame einsetzen ... nehmen Sie die Brieftasche ... sie gehört Niemand mit größerem Rechte als Ihnen. Wenn Sie einmal die Papiere lesen, werden Sie Manches verstehen, was Ihnen jetzt dunkel und unklar ist. ... Sie werden mich verstehen ... und Sie werden auch einsehen, weshalb ich Ihnen nicht schon längst diese Papiere übergeben habe. Doch ich habe eine Bedingung ... ehe Sie die Brieftasche öffnen und die Papiere lesen, müssen Sie ..."

Vincent schwieg. Er schien zu überlegen.

„Weshalb nicht. ... Ich will nicht auf halbem Wege stehen bleiben," fuhr er fort. „Sie müssen Armfelt aufsuchen ... und Sie und er müssen die Papiere im Verein lesen ... und ..."

Noch einmal schwieg Vincent, aber bald nahm er wieder das Wort.

„Und Armfelt wird, wenn er die Papiere gelesen hat, Ihnen sagen, wer Ihr Vater ist."

Wanja that einen Schritt auf Vincent zu. Es war etwas feierlich Ueberraschendes in dieser unvermutheten Bewegung.

„Sie lassen die Antwort von Armfelts freiem Willen abhängig sein?"

„Ja."

„Haben Sie Dank, Vincent, haben Sie Dank. .. Jetzt glaube ich, daß Du mich geliebt hast. ... Du opferst Deinen Haß ... ohne wahre Liebe würdest Du dessen nicht mächtig sein.“

„Danke mir nicht, Wanja. Es ist Deine Resignation, die mich gelehrt hat, gleichfalls zu entsagen. Die Religion hat Deine Wunden geheilt. Ich verstehe es jetzt, Du heilst die meinigen. Die Religion strömt durch das Weib in das Herz des Mannes. Nein, Wanja, Du sollst nicht mir danken, sondern ich werde Dich anbeten.“

„Still, Vincent, still! Vergiß nicht, wo Du bist.“

„Ich vergesse es nicht. Möge Gott ... nicht durch Deine Augen, sondern in seiner eigenen Klarheit einst in meine Seele herabblicken. Ja ... der Augenblick ist wichtig ...“

Er warf einen langen Blick auf Williams.

„Du wirst nach dem Norden zurückkehren ... nicht wahr? Du wirst es. ... O, wie viele Spuren hat nicht dort mein Haß vernichtet ... aber was habe ich davon zu reden? nichts ... mein Leben mag reden ... es mag mich vertheidigen. Zerfleischt von unnennbaren Qualen, gehetzt von kühnen Wünschen und gescheiterten Hoffnungen, gekränkt in dem innersten, edelsten Leben meines Herzens, bin ich ein Spielball der gewaltsamsten Leidenschaften, der blutigsten Absichten, der kraftlosesten Wünsche gewesen ... und während ich um Rache geschrieen, ist die Rache mir

immer entflohen. Mit allen Qualen der Eifersucht und des beleidigten Gefühls bin ich vorwärts geschritten, blind und schwach in meinen Entschlüssen, schwankend in meinen Gedanken. ... So ist die Eifersucht. So ist ein Mann, dessen innere Harmonie zerstört, dessen Liebe vernichtet ist. Doch ... es ist jetzt zu Ende."

Vincent war tief erschüttert.

„Ich habe geliebt," fuhr er fort, „aber man liebte mich nicht wieder, und ich wollte mir eine Liebe erzwingen, die ich nicht erreichen konnte, wollte einen zweiten Thurm von Babel bis an den Himmel aufrichten ... und bemerkte nicht die Verwirrung. ... Wanja, Du hast über Deine Liebe gesiegt, ich will auch meinen Haß besiegen ... sage mir, handle ich recht ... o, sage es mir! ich hasche nach Deiner Antwort, wie der Ertrinkende nach einem Strohhalme."

„Gott wird Dir Kraft verleihen, Vincent, und Du wirst Deinen Entschluß ausführen, wenn Du nur nicht an dem Richtigen Deiner Handlungsweise zweifelst."

„Ich fühle mich alt, kränklich, schwach; die Leidenschaften haben ausgetobt und sie haben mich verzehrt ... ich will nicht länger streiten ... leite mich ..."

„Du hast die Papiere von Dir gegeben, welche Du Dir in Stockholm verschafftest."

„Sie liegen bereits in Willjams Hand."

„Du willst den Weg der Unversöhnlichkeit und der Rache verlassen?"

„Ich will es."

„Wende Dich nur getrost an Dein eignes Herz. In jedem Herzen wohnt Gott, und Niemand braucht ihn außerhalb seines eigenen Ich zu suchen. Suche ihn und Du wirst ihn bald finden."

Wanja erhob ihre Hand gegen Willjams, als wolle sie ihn anreden, aber sie schwieg eine Weile, während welcher die beiden Andern sie betrachteten und gespannt ihren Worten harrten.

„Willjams," begann sie, „Du wirst Deinen Vater finden, und zwar durch Hilfe der Papiere, die Vincent Dir jetzt übergeben hat. Wenn Du ihn findest, dann bringe ihm die Grüße Deiner Mutter und sage ihm, daß sie seiner in ihrer letzten Stunde gedacht, daß die Liebe Alles verzeiht und vergißt ... sie wäre sonst nicht Liebe. Sage ihm, daß, wenn auch die Liebe ihre Wurzeln auf Erden hat, so reicht doch ihre Krone bis in den Himmel. Aus der Erde muß sie ihre Nahrung ziehen, aber die Blüthen und die Frucht können nur die Strahlen des Himmels hervorrufen. Sage ihm ... doch, wenn er die Papiere gelesen hat, die Du ihm überbringst, wird sein eigenes Herz ihm mehr sagen, als meine Worte vermögen."

Wanja schwieg wieder.

„Ich habe Dich einer Mutter beraubt," fuhr sie darauf fort, „aber ich will Dir Ersatz geben. Erwarte mich hier."

Ruhig und still entfernte sie sich.

Vincent und Williams blickten ihr verwundert nach. Keiner von ihnen vermochte ihre Absicht zu ergründen.

Der Gesang hatte eine Weile geruht, aber jetzt strömte er wieder vom Chore herab, so mild, so klar; er schwebte wie ein Chor der Engel durch den Tempel und wehte jedem Herzen Frieden zu.

Während Vincent und Williams noch unwillkürlich von den Harmonieen hingerissen waren, kehrte Wanja zurück. An ihrer Seite schritt eine junge, schlanke Gestalt einher. Aus ihren blauen Augen lächelte ein Engel, hinter der Lilie ihrer Wange erröthete schüchtern eine Rose, ihr ganzes Wesen schien noch ein Traum zu sein, ein schöner Traum der Liebe.

Im ersten Augenblicke wagte Williams kaum seinen Augen zu trauen, aber plötzlich eilte er auf die Gestalt zu, und auch diese streckte ihre Arme gegen ihn aus.

Es war Louise.

Welche unaussprechliche Seligkeit!

Vincent und Williams, die Louise's spätere Schicksale nicht kannten, war ihr Auftreten ein vollständiges Wunder. Dem Leser dagegen ist das Ereigniß leicht erklärlich, und wir brauchen nur hinzuzufügen, daß das Medaillon, welches Williams während seines ersten Besuches bei Louise, und dessen Portrait sie später für das Ge-

mälde benutzte, welches sie in ihrer Gefangenschaft bei Zamparelli malte, eine gegenseitige Erklärung zwischen Louise und Wanja hervorgerufen hatte.

Die Musik dauerte noch fort. Ihre milden Töne schwebten durch den Tempel und erfüllten ihre Herzen mit einem höhern Frieden. Willjams war glücklich, er hatte so Vieles wiedergefunden.

Vincent dagegen litt. Weit davon entfernt, seine Handlungsweise zu bereuen, schien es ihm nur, daß sie so unvollständig, so gering sei. Er begriff nicht, daß diese Unzufriedenheit mit sich selbst der erste Schritt auf dem Wege der Reue war.

Wanja hatte sich in die kleine Kapelle zurückgezogen, wie es schien, um sich zu entfernen. Sie winkte den Uebrigen ein Lebewohl zu.

Aber Willjams eilte ihr nach und ergriff ihre Hand.

„Wer Sie auch sein mögen,“ rief er, „ich muß Sie sehen. Sie haben mir so viel geschenkt, beim Himmel, ich habe das Recht, Ihr Bild in meiner ... Erinnerung zu behalten.“

Wanja zog ihre Hand nicht zurück, aber sie zögerte einen Augenblick mit ihrer Antwort.

Auch Louise und Vincent näherten sich jetzt der Kapelle.

„Ich verlasse Sie nicht, bis Sie den Schleier ge-

lüftet haben ... ich ahne ... o mein Gott, ich wage nicht zu sagen, was ich ahne."

Wanja besann sich nicht länger, sondern warf den Schleier zurück. Ihr Antlitz hatte sich sehr verändert, die Leidenschaften verzehrten sie nicht mehr. Die Religion hatte ihrer Seele und ihrem Herzen den Frieden wiedergegeben. Leidenschaft und Leiden hatten ihre Jugend zerstört, aber Gebet und Andacht hatten ihr ein fast verklärtes Aussehen verliehen. Sie war wieder schön, wie in ihrer Jugend, aber in einer anderen Weise. Diese Schönheit war nicht die der prunkenden Rose, sondern die des strahlenden Sterns.

Willjams erkannte in ihr das Bild des Medaillons.

„Sie sind ..." rief er und beugte ein Knie vor ihr, „Sie sind meine ..."

Er wollte sagen, Mutter, aber Wanja unterbrach ihn und streckte segnend ihre Hände über ihn und Louisen aus.

Im nächsten Augenblicke fiel der Vorhang vor der Kapelle herab, und als Willjams und Louise wieder ihre gesenkten Häupter erhoben, war Wanja verschwunden.

Vincent hatte sie gesehen. Ihr Anblick hatte einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht, und als Louise und

Williams sich aufrichteten, entfernte er sich plötzlich und stürzte zum Tempel hinaus.

Wanja hatte sich erst dann zurückgezogen, als sie betend in glühender Andacht niedersank, aber diesmal richtete sie nicht ihre Gebete an das Christuskind, sondern an den gegeißelten Christus.

Fünftes Kapitel.

Alte Bekannte.

Die Zeit flieht, aber sie stirbt nicht. Die Geschichte trägt Sorge um ihre Unsterblichkeit.

Es sind über neun Monate her, seitdem Armfelts Freunde in Stockholm verhaftet wurden. Wir befinden uns jetzt im Septembermonat 1794. Das Urtheil des Hofgerichts erging am 30. Juli, erlitt jedoch wesentliche Veränderungen durch die Berathschlagung am 22. September zwischen dem Herzog-Regenten, dem Grafen Wachtmeister, dem Reichskanzler Sparre und dem Präsidenten Baron Reuterholm, dem Generalmajor Cederström, dem Justizkanzler Lode, dem Justizrath Evelius und dem Professor Calonius.

Am Hofe wüthete um diese Zeit ein heftiger Parteikampf, an welchem die Herzogin und die Hofdamen in der Absicht Theil nahmen, Fräulein Rudensköld zu retten, aber

nicht allein der Hof interessirte sich für das Fräulein, auch das große Publikum stand auf ihrer Seite.

Fräulein Slottsberg wohnte nicht länger an der Ecke zweier unbedeutender Gassen. Von dem Augenblicke an, wo es ihr geglückt war, die Freundschaft des Herzogs zu erobern, strahlte die Sonne des Glücks auf sie herab. Wenn sie sich auch nicht gerade mit einem verschwenderischen Luxus umgeben konnte, so führte sie doch ein ganz angenehmes Leben. Die alte Frau, bei welcher sie wohnte, als wir zuerst ihre Bekanntschaft machten, und die damals ihren Deckmantel abgab, war jetzt ihre Aufwärterin, und hielt ihr nun keine Vorlesungen über ihre Verschwendung. Die Alte konnte die liebenswürdigen Eigenschaften Charlotte's nun nicht genug beloben und nannte sie immer die kleine Herzogin. Zamor, Charlotte's Mops, befand sich auch jetzt im besten Wohlsein. Er bekam jetzt so viel Zucker, wie er nur mochte.

Wir finden Charlotte in dem Augenblicke, wo Netherwood zu ihr eintritt, bei ihrer Toilette.

Netherwood warf seinen Hut auf den nächsten Stuhl hin und sich selbst ungenirt auf's Sopha.

„Du bist aufgebracht, böse ... Deine Stirn ist drohend, Dein Blick verdrießlich ... was ist geschehen?“ fragte Charlotte.

„Du hast nicht unrecht. Ich bin aufgebracht, wenn

Du willst auf die ganze Welt. Ich bin ein armer Teufel, wie Du weißt, aber ich besitze eine feurige Seele und ein ehrgeiziges Herz. Ich will vorwärts, ich will steigen. Ich will etwas Großes werden ... und ich habe die Mittel nicht dazu. Es ist unrecht, daß der Himmel einem armen Teufel solche Neigungen gibt und nebenbei ein Gewissen zum Wächter seiner Handlungen stellt."

„Das sind ja lauter Thorheiten ... dummes Geschwätz...."

„Allerdings, ein Frauenzimmer wie Du, von lauter Thorheiten zusammengesetzt," unterbrach sie Netherwood, „hat das Recht so zu reden. Wenn Du ein Mann wärest, Du würdest gerade so denken wie ich."

„Aber was ist denn geschehen?"

„Gedenkst Du noch des Zufalls, durch welchen Du Dir die Bekanntschaft des Herzogs erwarbst?"

„Nun, was hat der Zufall mit Deiner einfältigen Rede zu thun?"

„Gedenkst Du auch noch unsers Planes der Entführung des Fräulein Rudensköld?"

„Nun ja, was heißt das aber?"

„Du weißt, ich wollte dadurch die Aufmerksamkeit des Herzogs auf mich lenken, ich wollte ihm dienstbar sein, mit Einem Worte, ich wollte mein Glück machen."

„Das Alles weiß ich ja. Das sind ja alte Geschichten!"

„Erinnerst Du Dich auch, daß ich einen Mann Namens Alm hierher führte?"

„Allerdings, aber darin war doch nichts Böses.“

„Nun, dadurch und durch viele andere Sachen wurde ich allmählig in Pläne und Intriguen verwickelt, die ich theils nicht verstand, und denen ich theils nicht zuvorkommen konnte. Hätte ich aber nicht selbst den ersten Schritt gethan, ich würde auch jetzt nicht nöthig haben, mir Vorwürfe zu machen.“

„Ja, ja. Und was hast Du Dir denn vorzuwerfen?“

„Alm ist ein großer Schurke. Es war ganz gerecht, daß er voriges Jahr beide Beine zerbrach, aber leider hat er deshalb nicht aufgehört, ein Schurke zu sein.“

„Das hätte ich Dir vorhersagen können. Wenn Du deshalb böse und verdrießlich bist, dann muß ich wirklich lachen.“

„In Reuterholms Diensten ist er derjenige, der durch seine Geschicklichkeit, Anderer Leute Handschriften nachzuahmen, mehrere der Briefe und Papiere verfälscht hat, die man jetzt Fräulein Rudensköld und ihren Freunden zur Last legt.“

„Das ist unmöglich.“

„Unmöglich!“

„Du wirst es nicht beweisen können.“

„Das ist etwas Anderes. Aber ich glaube, was ich will, und mit einem Glauben...“

„Wie ein Senfkorn ... ja, ja, die Geschichte kenne ich ... davon will ich nichts wissen.“

„Reuterholm ist auch nicht besser.“

„Um Gottes willen! Die Wände haben Ohren.... Kein Wort mehr davon.“

„Und selbst der Herzog...“

„Bist Du denn ganz von Sinnen?“

„Der Herzog ist schwach. Er ist weiter nichts, als ein Stück Band, das man nicht allein um die Finger wickeln kann, sondern überall durchschneiden und wieder zusammen nähen, wie es Einem beliebt.“

„Heute bist Du wahrhaftig mit dem linken Beine aus dem Bette gestiegen, und ich suche vergebens einen vernünftigen Grund zu einer solchen Masse von Anklagen.“

„Du solltest mich nicht verstehen? Du bist in der That glücklich. In Deinem Unverstande glaubst Du noch unschuldig wie eine Feldtaube zu sein, während ich im höchsten Grade erbittert bin, selbst den geringsten Theil an allen den Kabalen gehabt zu haben, die man im Namen des Staats gegen das arme Fräulein Rudensköld geschmiedet hat.“

„Ah! ich fange an Dich zu verstehen.“

„Geh' auf die Straße hinaus, wohin Du willst, tritt in jedes Haus, das Dir offen steht, und Du wirst überall einen Fluch gegen ihre Verfolger hören. Begreifst Du nicht, daß es mir durch Mark und Bein dringt, zu wissen, daß ich selbst ein, wenn auch noch so unbedeutender Handlanger jener Intriguen gewesen bin. Meine Ehre ist Alles, was ich besitze, und wenn ich auch einmal leichtsinnig gehandelt habe, ich meinte im Grunde nichts Böses damit.“

„Aber ich erinnere mich sehr wohl, daß Du damals in einer ganz andern Weise sprachst.“

„Wer wird das leugnen? ich wenigstens nicht. Der Leichtsinn hat seine Sprache und sucht alle Gründe hervor, um sich zu vertheidigen, aber das Gewissen, mein Kind, das ein ehrlicher Kerl doch nicht die Treppe hinunter werfen kann, kommt später mit ganz andern Ansichten, mit welchen man bei weitem nicht so leichtfertig wird.“

„Und das Gewissen ist jetzt zu Dir gekommen?“

„Ja, das Gewissen wirft mir selbst meinen unbedeutenden Antheil an Fräulein Rudenskölds Schicksal vor. Du selbst wirst auch nicht die Art und Weise gut heißen können, in welcher man gegen sie verfährt.“

„Bei weitem nicht, aber....“

„Kann ein Frauenzimmer hier auch ein Aber geltend machen?“

„Du bist so heftig, daß Du mich fortwährend unterbrichst. Es ist gewiß nicht meine Absicht, ihre Verfolger zu vertheidigen; da ich aber nicht weiß, wie ihre traurige Lage jetzt ist, so kann ich weiter nichts, als....“

„Du hast also nichts über das Urtheil des Hofgerichts gehört?“

„Allerdings habe ich Dies und Jenes darüber gehört, aber ein Mädchen wie ich denkt eher an seine Toilette als an Staatsangelegenheiten.“

„Nun so höre denn, was sonst jeder Straßenjunge in Stockholm weiß, das Hofgericht hat Baron Armfelt,

Fräulein Rudensköld und den Staatssekretair Ehrenström zum Verlust ihres Lebens, ihrer Ehre und ihres Vermögens verurtheilt.“

„Was sagst Du? Und das um....“

„Um einer Menge Phantasieen willen, das ist das Ganze. Phantasieen, die man zwar begreifen kann, wenn man den Reflektionsspiegel auf Reuterholm richtet, die aber doch selbst davor erschrecken müssen, um so mehr weil er ein feiger Kerl ist.“

„Das ist ja fürchterlich.“

„Aminoff, ... ja gegen Aminoff steht die Untersuchung noch offen; Franc und Forster sind freigesprochen worden. Der Staatsanwalt drang allerdings auf ein strengeres Urtheil.“

„Strenger! was sagst Du?“

„Gleichviel. Es geht uns nichts an, was er forderte. Gestern war Berathung bei dem Herzog auf Drottningholm und das endliche Urtheil ist jetzt gesprochen.“

„Nun?“

„Armfelts Urtheil wurde bestätigt; weil man ihn aber in Neapel nicht ergreifen konnte und er sich also nicht in der Gewalt der Regierung befindet, wurde beschlossen, daß sein Name: Gustav Mauritz Armfelt öffentlich an den Schandpfahl in Stockholm und den übrigen Hauptstädten des Reiches, so wie in Stralsund und Wismar geschlagen werden soll. Ehrenströms Todesurtheil wurde gleichfalls

bestätigt, mit dem Zusatze aber, daß er eine Stunde am Pranger ausstehen solle."

„Du erschreckst mich in der That."

„Fräulein Rudensköld wurde begnadigt, das heißt, sie wird das Leben behalten, aber sie muß gleichfalls eine Stunde lang am Pranger ausstehen, und darauf ihr übriges Leben im Spinnhause hier zu Stockholm verbringen."

„Großer Gott!"

„Aminoff ist zu lebenswierigem Gefängniß auf der Festung Karlstein, Forster auf Malmö verurtheilt, Franc ist zwar freigesprochen, aber man hat ihn seines Amtes entsetzt."

„Welches Urtheil! Ich vermag mich kaum wieder zu erholen."

„Du wirst Dich daher nicht wundern, wenn ich aufgebracht und verdrießlich bin. Bei so vielem Unglück könnte man sich wahrhaftig zu Tode grämen. Ich habe allerdings Dies und Jenes gethan, aber ich will nichts mit dieser großen politischen Intrigue zu thun haben. Gott bewahre mich davor. Ich habe gewiß mehr Muth wie ein Dutzend dieser feinen Diplomaten, aber ich schaudere bei dem bloßen Gedanken, etwas mit ihnen zu thun zu haben. Welch unerhörter Unterschied zwischen einem guten Soldaten und einem guten Diplomaten. Der Erstere muß an Gott glauben, sonst ist er gar nichts, und der Letztere ist wiederum gar nichts, wenn er an Gott glaubt. Ich bin Soldat ... ich möchte um Alles in der

Welt nicht Diplomat sein. Das Schicksal der Verurtheilten erfüllt mich wirklich mit Schrecken."

„Aber Du bist beinahe zu gewissenhaft, Netherwood. Du hast ja eigentlich gar nichts mit der Sache zu thun gehabt ... sie ist ohne Dich gegangen."

„Das mag sein ... aber doch kommt es mir vor, als sei ich nicht ganz rein. Zwar habe ich nicht viel gethan, aber ich bin mit dabei gewesen, ich habe mich zu ihrem Botenträger hergegeben und das ist nach meinen Begriffen genug."

Charlotte betrachtete ihn und bemerkte jetzt in der That einen Ausdruck tiefer Schwermuth in seinem männlichen martialischen Antlitz.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Ausdruck ihr mehr zu Herzen ging als alle seine Worte.

„Du bist also bekümmert, aufgebracht, ärgerlich ... und hast auch gleichsam einige kleine Gewissensbisse...."

„Du hast gehört, was ich gesagt habe."

„Du glaubst vielleicht nicht, daß auch ich Theilnahme für die Unglücklichen hege."

„Ach ja, ich weiß es, sonst wäre ich nicht hierher gekommen."

„Allerdings scheint es mir, daß Du zu weit in Deinen Vorwürfen gehst; aber jedenfalls...."

„Schön, schön. Ich bin Soldat...."

„Aber weshalb muß denn ein Soldat anders denken wie andere Menschen?"

„Ich weiß nicht, wie andere Menschen denken; aber ein Soldat denkt wie ... wie ... was ich sagen wollte ... wie ein Soldat natürlicher Weise.“

Charlotte's Antlitz drückte jetzt eine innige Theilnahme aus. Sie strich ihm das Haar aus der Stirn und betrachtete diese mit einer lächelnden, schelmischen Miene.

„Du bist ein ehrlicher Kerl, Netherwood, und ich habe Dich recht lieb. Was meinst Du, wenn ich Dir aus Deinem Kummer helfen könnte?“

„Du?“

„Ja, gerade ich.“

„Pah!“

„Es ist ja das entsetzliche Urtheil, das Dich so verstimmt macht.“

„Natürlicher Weise; was Anderes?“

„Wenn man also das Urtheil vernichten könnte, dann würdest Du wieder froh und zufrieden mit Dir selbst und der ganzen Welt werden?“

Netherwood blickte sie fragend an.

„Und Du glaubst vielleicht das Urtheil vernichten zu können?“

„Ja, mein Junge, das glaube ich, obgleich ich nicht gerade so barsch aussehe, wie Du. Wenn Du mir versprichst, recht artig und fröhlich zu werden, dann werde ich Dir im Vertrauen etwas zeigen, worüber Du erstaunen wirst.“

„Worüber ich erstaunen werde?“

„Versprich mir zuvor, daß Du gehorsam und artig sein wirst.“

„Ich verspreche es.“

Und er schlang seinen Arm um sie und drückte einen Kuß auf ihre rothen frischen Lippen, worauf sie an ihr Bureau ging, ein heimliches Fach aufzog und aus demselben ein Papier hervornahm, welches sie Netherwood überreichte.

„Mein Gott, was sehe ich!“ rief Netherwood, als er einen Blick in das Papier gethan hatte.

Es war ein eigenhändiges Schreiben des Herzogs an Charlotte, in welchem er sich verpflichtete, so weit es in seiner Macht stünde, einen von ihr vorgebrachten Wunsch, sei er, welcher Art er wolle, zu erfüllen.

„Und dieses wichtige Schreiben solltest Du in diesem Falle zum Opfer bringen wollen?“

„Kommt Dir das so befremdend vor? Könnte ich es wohl besser anwenden, als wenn ich Dein Gewissen rette. Uebrigens muß ich Dir sagen, daß auch ich gern etwas für den Einen oder den Andern der Verurtheilten thun möchte. Baron Armfelt war der Einzige, der artig und freundlich gegen mich war, als der Herzog mich unter seinen Schutz nahm, und ich vergesse eine Höflichkeit nicht so leicht; was Fräulein Rudensköld betrifft, so habe ich mich selbst einmal schlecht gegen sie betragen, und wenn ich es auch nicht gerade so heftig nehme, wie Du, so will ich es doch wo möglich wieder gut machen.“

Netherwood war vor Freude außer sich. Bald wurde verabredet, daß Charlotte sich um dieselbe Zeit zum Herzog begeben sollte, wo Netherwood vor seiner Thür Wache stand, und in einer Viertelstunde befanden sie sich schon Beide auf dem Wege zum königlichen Schlosse.

Der Hof war in Kummer versenkt. Die Verstimmtheit galt nicht einer einzigen Person, sondern Allen. Das Urtheil erhielt den Charakter einer Hoftrauer, besonders war man unzufrieden und bekümmert über den Schlag, der Fräulein Rudensköld getroffen hatte. Alle Herzen waren auf ihrer Seite: ein Zeugniß von Unschuld und Liebenswürdigkeit, welches keine Zeit zu verwischen vermag. Man schwieg, weil man nicht zu reden wagte, aber man schwieg so hartnäckig, daß das Schweigen ihren Verfolgern ein Vorwurf der unangenehmsten Art wurde.

Das Schweigen ist eine fürchterliche Macht. Wenn es recht tief ist, hört man die Stimme des Gewissens um so lauter.

Der Herzog schwankte auch mehr denn einmal, aber Reuterholm blieb hartnäckig an seiner Seite und führte ihn auf dem Wege weiter, den er einmal betreten hatte.

Arndt sagt in seinem Werke über Gustav den Dritten: „Und derselbe Regent, der Gustavs Mörder unter Bedeckung bis an die Grenze des Reiches führen ließ, um sie gegen den Zorn des Volkes zu schützen, ließ ein Frauenzimmer, welches in den politischen Plänen oder Thaten kaum eine Nebenrolle spielen konnte, nur wegen einiger bei-

ßenden Bemerkungen über diese und seine Freunde, so grausam bestrafen, daß die Welt nur an seine Grausamkeit zu denken braucht, um ihren Fehler zu vergessen."

Aber Arndt vergißt, daß der Herzog ihr verschmähter Liebhaber war, und daß diese verschmähte Liebe seinen Haß hervorgerufen hatte.

Ohne das Richtige oder Unrichtige des Urtheils vollständig fassen zu können, leitete doch das Gefühl sowohl den Hof wie das Volk im Allgemeinen in ihrer Ansicht über den Ausspruch des Gerichts und des Herzogs und man verdammte diesen im Allgemeinen. Die Herzogin war nicht die am wenigsten Unzufriedene.

Bei der Verhandlung über das Urtheil auf Drottningholm befand sich sogar eine Partei unter den Mitgliedern der Regierung, welche darauf bestand, daß Fräulein Rudensköld gleichfalls mit Ruthenstreichen bestraft werden solle. Der Reichskanzler Sparre bestand so hartnäckig darauf, daß man ihn später den Ruthenkanzler nannte.

Ruhig und niedergeschlagen empfing die Herzogin von dem Augenblicke an Niemand, wo sie von dem Urtheil in Kenntniß gesetzt war.

Gegen Abend öffnete sie jedoch ihre Thür mit dem Vorsatze, bei dem Herzog einen Besuch zu wagen. Sie wollte sich weder anmelden lassen, noch wünschte sie Jemand bei dem Herzog anzutreffen. Im erstern Falle hätte man sie vielleicht zurückgewiesen, im andern würde sie in ihrer Absicht verhindert werden können. Sie warf also nur

einen Shawl um ihre Schultern und benutzte die Abenddämmerung, um sich durch den Corridor zu den Zimmern des Herzogs zu schleichen.

Die Treppen und der Corridor selbst waren nur hier und da durch einen matten Lampenschein erhellt, in welchem die Gegenstände ein sonderbares, fast gespensterhaftes Aussehen erhielten und obgleich der Ort ihr wohl bekannt war, empfand sie doch eine Art von Furcht, indem sie schnell vorwärts eilte.

Ein Geräusch von klingenden Sporen erreichte ihr Ohr ... es waren Tritte, die sich näherten, ihre Angst steigerte sich und sie beeilte ihre Schritte noch mehr.

Bei dem Scheine einer Lampe entdeckte sie, indem sie zurückschaute, eine Person in der Uniform der Trabanten. Es war Netherwood.

In Ungewißheit jedoch, ob sie recht gesehen hatte, blickte sie sich nach einer Weile nochmals um und nun hörte sie zwar dieselben hurtigen, schleppenden Schritte, erblickte aber beim Lampenscheine keinen Trabanten, sondern ein Frauenzimmer. Der Schatten des Corridors hielt Netherwood verborgen und die Dame, welche sie sah, war Fräulein Slottsberg.

Der Herzogin war indessen diese sonderbare Verwandlung nicht so leicht erklärbar und mit unruhig klopfendem Herzen eilte sie weiter.

Während die Herzogin furchtsam dahin schreitet,

wollen wir bei ihr vorüber eilen und bei dem Herzog eintreten. —

Das Zimmer, in welches wir eintreten, hat außer der Hauptthür noch zwei andere Thüren, von welchen letztern die eine sich in derselben Mauer wie die Hauptthür befindet. In der Nähe der einen Wand, der andern Nebenthür gegenüber, steht ein Tisch von Papieren und Büchern bedeckt, auf ihm brennen zwei Lichter. In der Nähe des Tisches befindet sich ein Schirm.

An dem Kronleuchter flammen ebenfalls einige Lichter, aber das große Zimmer ist dessenungeachtet sehr schwach erhellt.

Die Doppelthüren dem Tische gegenüber sind geöffnet.

In dem Augenblicke, in welchem die Herzogin durch die Hauptthür tritt, hört man ein Gespräch aus dem offenen Zimmer.

Erschreckt hierdurch zieht sich die Herzogin zurück, anscheinend in der Absicht, sich wieder zu entfernen, aber plötzlich ändert sie ihren Entschluß, begiebt sich leise an die Thür neben dem Haupteingange und tritt dort ein, indem sie die Thür hinter sich anlehnt.

Der Herzog und Reuterholm traten in diesem Augenblicke aus dem offenen Zimmer.

„Holen wir die Papiere, Ew. Hoheit. Sie haben sie alle durchgesehen, und bemerkt, wie wichtig sie als die

geheime Geschichte der Jahre 1780 bis 1789 sind, um welche Zeit Ew. Hoheit eine tief eingreifende Rolle spielte. Welches Glück, daß König Gustav, Ihr höchstseliger Herr Bruder, dies Papier nicht in seine Hände erhielt."

„Ich gestehe es...."

„Ohne die mühsamsten Nachforschungen wären diese Papiere jetzt nicht in Ihrer Hand, Hoheit. Vielleicht befänden sie sich in der Gewalt irgend einer Person, welcher sie seiner Zeit der Nachwelt überliefert hätte."

„Werfen wir sie sofort in's Feuer, Reuterholm, ... der Gedanke schon, daß sie noch existiren, beunruhigt mich. In's Feuer mit ihnen."

„Das ist auch meine Absicht. Was das Feuer verzehrt hat, plaudert nichts aus. Diese Briefe sind eine Art Freimaurerdokumente, die die Welt nichts angehen und die auch nicht von dieser gefunden werden dürfen."

„Das Feuer flammt dort im Kamin. Tragen wir die Papiere dort hinein. Welche schöne Flamme, Reuterholm, werden nicht alle meine frühern Luftschlösser aufschlagen."

„Sie freuen sich auf diese Flammen, Hoheit?"

„In der That, ich kann es nicht leugnen."

„Ich wiederum, Hoheit, freue mich, daß es mir gelungen ist, Ihre Regierung zu befestigen und Ihre Feinde zu vernichten."

„Du bist ein großer Mann, Reuterholm. Von welcher fürchterlichen Verschwörung hast Du nicht unser armes

Vaterland gerettet und die Nachwelt wird Dich bewundern.... Und nichts destoweniger, Reuterholm, überkommt mich fast ein Schrecken, wenn ich an jenes Urtheil denke."

„Das Gericht hat gerichtet, Ew. Hoheit."

„Aber sind wir selbst nicht in der Wirklichkeit das Gesetz gewesen?"

„Die Vorsehung hat mich Ihnen zur Seite gestellt, gnädiger Herr, beruhigen Sie sich. Das Gesetz ist von der Nation gegeben. Wir erklären es und bringen es nur zur Ausführung. Der Weg ist richtig. Die Regierung muß Einheit besitzen, um stark zu sein. Wo mehr denn Ein Wille regiert, ist gar keine Regierung. Ein Fürst muß klug handeln, um Recht zu üben und er muß an Alle denken, sich selbst aber auch nicht vergessen. Sie erschrecken, sagen Sie. Weshalb? Vor einem Schatten, den Sie das Gewissen nennen, der aber nicht das Gewissen, sondern eine Gutmüthigkeit ist, die ich Schwäche nennen möchte. Blicken Sie in die Geschichte zurück, Hoheit, und Sie werden sehen, daß es wenige oder gar keinen Thron giebt, an dessen Seite nicht das Henkerschwert liegt. Die Nachbarschaft ist nicht angenehm, aber wir müssen uns ihr unterwerfen und uns vor Gottesfinger beugen. Doch weshalb reden wir hiervon?"

„Nehmen wir die Papiere."

Reuterholm sammelte jetzt die Papiere zusammen und begab sich in das innere Zimmer.

Der Herzog war in ernste Betrachtungen versunken und folgte ihm nicht.

Vielleicht würde Reuterholm ihn nicht so verlassen haben, wenn er nicht schon sein so lange angestrebtes Ziel erreicht hätte und jetzt nicht mehr das Gewicht auf die düstern Wolken an der herzoglichen Stirn legte, wie früher.

Während der Herzog und Reuterholm sprachen, blickte die Herzogin dann und wann durch die Thür, und als Reuterholm sich entfernte, faßte sie den Entschluß, an den Herzog heranzutreten, selbst wenn sie sich in einen Kampf mit Reuterholm verwickeln sollte.

Die Herzogin fühlte sich stark und muthig, weil sie Recht zu haben vermeinte. Reuterholms lose Phrasen, die sie von ihrem Versteck aus gehört hatte, erweckten die Lust in ihr, gegen ihn aufzutreten. Ihr natürlicher, gesunder Verstand fühlte sich einem solchen Kampfe gewachsen und ihr warmes, wahrheitsliebendes Herz gebot ihr, keine Gefahr zu scheuen.

Aber gerade in dem Augenblicke, wo sie den Fuß schon erhoben hatte, öffnete sich die Hauptthür und sie zog sich sofort zurück.

Bei dem Geräusche, welches die Thür verursachte, wendete sich der Herzog um und erblickte zu seinem Erstaunen Fräulein Slottsberg.

„Ach, königliche Hoheit," rief Charlotte mit der größten Ungebundenheit, „wie glücklich bin ich, Sie ganz allein zu treffen. Ich habe so viel mit Ihnen zu reden, daß ich kaum weiß, wo ich anfangen soll. Aber um Gottes willen sehen Sie nicht so verdrießlich aus. Sie haben mich nicht erwartet ... davon bin ich überzeugt.... Ach, wie schön, daß ich Sie überrascht habe."

„Laß mich allein, Charlotte. Ich habe jetzt keine Zeit, mit Dir zu reden ... entferne Dich wieder...."

Der Herzog schien über den Besuch sehr verdrießlich zu sein.

Charlotte blickte ihn erstaunt an.

„Ist es Ihr Ernst, Herzog, daß ich Sie verlassen soll?"

„Mein vollkommener Ernst ... mein...."

„So ... wirklich!... ich möchte doch einmal ernstlich versuchen hier zu bleiben.... Hören Sie, Herzog, ich gehorche Ihnen nicht ... ich bin aufrührerisch ... ich conspirire ... ich entthrone Sie ... ich opponire gegen Ihre Regierung ... ich bin mit dem herrschenden System unzufrieden. Ich spotte über Ihre Principien."

„Mache mich nicht böse, Charlotte. — Laß mich allein, habe ich Dir gesagt."

„Sie befehlen, Hoheit, aber ich habe gerade keine Lust zu gehorchen. Selbst wenn Sie ein eben so hartes und ungereimtes Urtheil über mich ergehen ließen, wie über Fräulein Rudensköld."

Der Herzog ging leise auf die Thür zu, durch welche Reuterholm verschwunden war, und machte sie halb zu.

„Wissen Sie, Hoheit, was das Volk thut in Betreff des Urtheils über Fräulein Rudensköld?“

„Wenn Du Dich nicht sofort entfernst, so lasse ich Dich durch die Wache fortbringen.“

„Man weint über Ihren Verstand, Herzog. Und wissen Sie, was man thun würde, wenn Sie eine ähnliche Strafe über mich verhängen sollten?“

Der Herzog stampfte mit dem Fuße.

„Man würde Sie auslachen.“

Charlotte hatte auch ihre Politik, obgleich sie von der Reuterholmschen ganz verschieden war.

Während der Letztere den Herzog am besten zu beherrschen glaubte, wenn er ihn in eine überspannte Gemüthsstimmung versetzte, hatte die Erfahrung der Ersteren gelehrt, daß sie ihn ärgern müsse. Und wenn es ihr glückte, daß er sich, wenn auch noch so wenig verginge, konnte sie gewöhnlich nachher Alles verlangen, was sie wollte. —

In der That und wenn es nur darauf ankam, ein gegebenes Ziel zu erreichen, war die eine Politik eben so gut wie die andere.

Der Herzog faßte auch jetzt ihren Arm in der Absicht, sie hinauszuführen.

„Ew. Hoheit, lassen Sie mich los. Sie drohen mir!

Sie wollen mich schlagen! Allmächtige Vorsehung. Das war noch übrig. Ich kam hierher aus Liebe zu Ihnen ... und Sie befehlen mir, Sie zu verlassen. Ich schwatze allerlei und bin fröhlich und aufgeregt ... und Sie stampfen mit dem Fuße wie ein Tyrann. Ich erzähle Ihnen, was die Menschen sagen und Sie wollen mich schlagen. Welcher fürchterliche Augenblick! Wohlan, ich werde Sie verlassen, aber ich werde Sie vor Gott und Menschen anklagen. Mein Schatten wird Sie vorwurfsvoll bis an die Grenze des Lebens verfolgen und drohend wird er Ihnen jenseits des Grabes entgegen treten. Sie haben die ganze, reine warme Liebe eines guten Mädchens empfangen und was wird ihr Lohn? — Verachtung und Gewissensbisse. O mein Gott! wie Sie grausam, wie Sie hartherzig sind! Leben Sie wohl, Hoheit, leben Sie wohl!"

Fräulein Slottsberg, die in ihrer ersten Jugend beim Theater engagirt gewesen war, spielte ihre Rolle nicht schlecht, wenigstens machte sie eben den Eindruck auf den Herzog, den sie wünschte. Der Herzog wurde nämlich verdrießlicher gegen sich selbst, als gegen sie, gestand, daß er heftig gewesen sei, und bat sie um Gottes willen, sich zu beruhigen.

Der Herzog befand sich in derselben Lage wie Jeder, der nicht weiß, wie er eine Zufälligkeit, die ihm unbequem ist, entfernen soll, und auf jedwede Bedingung eingeht, wenn er nur wieder Ruhe erhält.

„Gott wird zwischen Ihnen und mir richten."

„Du nimmst mir das Leben, Charlotte, um Gottes willen, höre auf.“

„Sie sind der größte Barbar, Herzog, der jemals schwedischen Grund und Boden betreten hat. Sie behandeln Ihre Freunde in einer fürchterlichen Weise. Einige verurtheilen Sie zum Tode, Andere werfen Sie zur Thür hinaus.“

Der Herzog rang die Hände.

Demjenigen gegenüber, den man liebt, ist auch ein Fürst nur ein gewöhnlicher, schwacher Mensch.

„Fordere, was Du willst, Charlotte, aber höre jetzt mit Deinen Anklagen auf.“

„Was soll ich fordern? Erst beleidigen Sie mich in einer Weise, Hoheit, die mich tief gekränkt hat und nachher wollen Sie mich mit einer Bagatelle trösten. Wie Sie mich beleidigen! Glauben Ew. Hoheit, daß ich ohne Herz bin? Ach, wie unglücklich ist nicht jedes Weib, das aus Liebe einem undankbaren Manne in die Hände fällt.“

„Du bist ungerecht, Charlotte. Fordere, was Du willst und ich werde Dir zeigen, daß ich nicht undankbar bin, aber Du darfst mich auch nicht beleidigen.“

„Ew. Hoheit versprechen also?“

„Alles, was Du willst, ja, ja! Sage es mir nur kurz und bündig.“

Es war dem Herzoge nichts Ungewöhnliches, daß Charlotte bald die eine, bald die andere Kleinigkeit forderte.

„Ich werde Ihre Liebe auf die Probe stellen, Herzog.“

„Du bist gar zu umständlich.“

„Aber Sie willigen nicht in das ein, was ich begehre.“

„Ja, ja, ... fordere nur.“

„Aber ich fordere etwas ganz Besonderes.“

„Ich bewillige es im Voraus.“

„Wohlan denn ... ich fordere....“

„Nun, mach' nicht so viele Umstände.“

„Ich fordere Gnade für Fräulein Rudensköld ... vollständige, unumschränkte Gnade.“

Und mit einem wirklich rührenden Ausdrucke von Güte und Einfalt sank Charlotte dem Herzog zu Füßen.

Der Herzog trat erschrocken zurück.

„Ich habe Ihr Versprechen, Herzog. ... Gnade für Fräulein Rudensköld.“

„Es ist unmöglich....“

„Was hat sie gegen Sie verbrochen, Herzog? ... gar nichts.“

„Das Gesetz hat gesprochen.“

„Ich verlasse Sie nicht, bis Sie meine Bitte bewilligt haben.“

„Ich kann nicht ... ich wage es nicht.“

„Sie reden von Liebe ... o, was heißt das, Worte ohne Sinn ... Phrasen ohne Inhalt. Gnade, Ew. Hoheit, Gnade!“

„Nein!“

„Sie wollen nicht?“

„Verlaß mich.“

Charlotte erhob sich und nahm jetzt eine eben so stolze wie anmuthige Haltung an. Sie spielte nicht länger eine Rolle; sie fühlte sich wirklich beleidigt und empört und dieses Gefühl verlieh ihrem Antlitz ein liebenswürdiges Gepräge von Wahrheit und weiblicher Entschlossenheit. Sie wurde veredelt, während ihr Herz schwoll und während sie vor Zorn glühte. Ein ungerechter Zorn entstellt, ein edler verschönert.

„Wenn ich Regent wäre, Hoheit, ich würde es als meine erste Pflicht betrachten, über Land und Volk zu wachen und Aufklärung, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit würde ich zu Rathe ziehen. Mächtig oder schwach, arm oder reich, sollten Alle mir gegenüber gleich mächtig und gleich schwach sein. Ich würde mich nicht in die Hände irgend einer Partei werfen, ich würde durch meine Handlungsweise über allen Parteien stehen. Wir von Gottes Gnaden, sagen Sie; o Fürst, es ist nicht genug es zu sagen, man muß auch dahin streben es wahr zu machen.“

Der Herzog blickte sie erstaunt an. Solcher Worte hatte er sich von dieser Seite nicht versehen.

„Sie blicken mich verwundert an. Ich verstehe Sie, Hoheit. Sie sehen in mir ein schwaches Mädchen, vielleicht auch ein schlechtes, gefallenes Weib, aber ich werfe nicht den Purpur über meine Fehler, und für meine Fehler bin ich nur meinem Gewissen verantwortlich.“

Es schien, als wollte der Herzog reden, aber er schwieg. —

„Sie dagegen, Hoheit, Sie haben Ihre Handlungen vor der Jetztzeit, der Nachwelt, vor Gott und Menschen zu verantworten. Meine Vergehen überschreiten nicht die Schwelle meines Zimmers, die Ihrigen treffen die bürgerliche Gesellschaft und vernichten mitunter das Leben einzelner Mitglieder der Gesellschaft."

„Du bist kühn, Charlotte, Du wagst...."

„Ich bin kühn, weil ich ein armes Mädchen bin, das nichts zu verlieren hat; kühn, weil das Verbrechen, das man mir vorwerfen kann, von Ihnen getheilt wird. Kühn, weil ich weiß, daß Niemand anders es wagt, so mit Ihnen zu reden, wie ich es jetzt thue, und die Stimme der Gerechtigkeit zu erheben. Kühn, weil das, was ich, das gefallene Mädchen, jetzt ausspreche, die Gedanken Aller sind. Sie wissen nicht, königliche Hoheit, wie stark selbst ein schwaches Weib sein kann, wenn sie von einem lebendigen, allgemeinen Rechtsgefühl begeistert wird. Hören Sie mich, Hoheit, und begnadigen Sie die Verurtheilten."

„Kein Wort mehr. Verlaß mich, ... fort! ... daß mein Urtheil richtig ist, zeigt sich am allerbesten dadurch, daß Deine Forderung keinen andern Anwalt gefunden hat, als gerade Dich selbst."

„Glauben Sie, daß eine Sache weniger gut ist, weil sie von weniger reinen Lippen vertheidigt wird? Sie hintergehen sich selbst, Hoheit. Eine gute Sache reinigt selbst

die unreinsten Lippen. O, Herzog, ich habe mich noch nie muthiger und besser gefühlt als jetzt, und ich danke Gott, daß meine sonst nicht lobenswerthe Beziehung zu Ihnen, mir die Gelegenheit gegeben hat, einmal Recht zu handeln und um Milde zu bitten. Wenn ich auch nur eine Krone von Disteln um meine Stirn geflochten habe, dieser Augenblick ist ein ächter Juwel, der von ihr herabstrahlt. Noch einmal, königliche Hoheit, Gnade für die Verurtheilten."

„Nein."

Charlotte lächelte.

„Ew. Hoheit," fuhr sie fort; „Sie nehmen also Ihr Versprechen zurück? Sie wollen meine Bitte nicht erfüllen?"

„Ja, ich nehme mein Versprechen zurück."

Reuterholm öffnete in diesem Augenblicke die Thür des Seitenkabinets; als er aber Fräulein Slottsberg erblickte, blieb er auf der Schwelle stehen.

Der Herzog war verdrießlich und zornig, aber er fühlte sich dessenungeachtet beengt.

Weder er noch Charlotte bemerkten die Anwesenheit Reuterholms.

„Wenn Sie Ihren Namen unter eine Schuldverschreibung gezeichnet haben, so nehmen Sie wohl auch Ihr Versprechen zurück?" -

„Das ist ja eine ganz andere Sache. Davon haben wir nicht gesprochen."

„Erlauben Sie mir dann, Hoheit, Ihnen diese Verschreibung zu präsentiren.“

Charlotte zog bei diesen Worten das eigenhändige Schreiben des Herzogs hervor, welches die erste Veranlassung zu diesem Besuche gegeben hatte.

„Was heißt das ... dies Schreiben....“

„Dürften Sie bereits vergessen haben, Hoheit, aber in Uebereinstimmung mit seinem Inhalte fordere ich jetzt Gnade für Fräulein Rudensköld und ich bezweifle nicht, daß Sie Ihre Verschreibung einlösen.“

„Thörigtes Mädchen!“ begann der Herzog.

Aber er wurde unterbrochen.

Reuterholm beunruhigte sich weniger als daß er ungeduldig war über das, was er hörte, und er machte die Thür leise zu, während er sich zurückzog, damit Niemand bemerken solle, daß er das Gespräch belauscht habe.

Das Schließen der Thür entging indessen dem Herzoge nicht und als er gleich darauf hörte, daß Reuterholm durch Husten zu erkennen gab, daß er sich auf's Neue der Thür näherte, fühlte er sich im höchsten Grade beengt. Er wollte um keinen Preis, daß Reuterholm erfahren solle, daß er in einem unbewachten Augenblicke ein solches Schreiben, wie das, welches Charlotte ihm präsentirte, ausgefertigt habe, und er warf es auch sofort wieder Charlotten zu, die es in der Luft auffing.

„Verbirg Dich, Charlotte, dort hinter den Schirm

... beeile Dich ... ich will es ... Reuterholm ist hier ... verbirg Dich ... ich bitte Dich!"

Der Herzog war mitunter bis zur Furcht ein blinder Sklave Reuterholms. Reuterholms Gewalt war unumschränkt und es ist z. B. notorisch, daß er einst, nachdem er im Zorn darüber, daß der Herzog ihm widersprach, diesen verließ und die Thür hart hinter sich zuschlug, durch ein demüthiges Schreiben wieder um seine Rückkehr gebeten wurde.

So wie die Sachen jetzt standen, glaubte Charlotte seinem Wunsche nachkommen zu müssen und verbarg sich eilig hinter dem Schirm.

Reuterholm näherte sich kalt und ruhig dem Herzog.

„Ew. Hoheit," sprach er, „erlauben Sie, ein Wort."

Und er faßte die Hand des Herzogs und führte ihn so weit als möglich von dem Schirme hinweg.

„Gott wacht über Ihnen, gnädiger Herr!" fuhr Reuterholm fort. „Ich habe Alles gesehen. Sie müssen jenes Papier wieder zurück haben. Entfernen Sie sich Hoheit und Sie sollen es sogleich erhalten."

Der Herzog gehorchte mechanisch.

Charlotte wagte hinter dem Schirme kaum zu athmen. Sie hatte nicht so viel Widerstand von Seiten des Herzogs erwartet, wie sie gefunden und sah jetzt ein, daß alle ihre Bestrebungen fruchtlos sein würden, wenn sie

auch Reuterholm zu ihrem Gegner erhielt. Sie unterwarf sich deshalb gern jeder Vorsichtsmaßregel, um nicht von Reuterholm entdeckt zu werden und in der Erwartung, daß er sich bald entfernen würde.

Sie hörte auch wie die Seitenthür zugemacht wurde und sie glaubte, es sei Reuterholm, der das Zimmer wieder verließ; aber sie wollte sich doch nicht eher hervorwagen, als bis der Herzog ihr ein Zeichen geben würde.

Zu ihrer Befriedigung bemerkte sie aber bald, daß die Lichter auf dem Tische erloschen, indem das Zimmer sich bedeutend verfinsterte. Sie hörte auch, daß der Stuhl am Tische gerückt wurde, und daß Jemand sich auf ihm niederließ; aber noch wagte sie sich nicht hervor. Doch jetzt ließ sich ein Räuspern vernehmen ... es kam ihr zugleich vor, als würde sie beim Namen gerufen.

Es konnte Niemand anders als der Herzog sein und vorsichtig verließ sie ihren Versteck.

Wir haben bereits erzählt, daß das Zimmer von Anfang an schwach erhellt war, es wurde noch finsterer, als die beiden Lichter auf dem Tische erloschen.

In der Dämmerung sah sie jedoch die Umrisse einer Person, die im Stuhle saß und sie eilte auf dieselbe zu.

Der Augenblick war kostbar und sie wollte ihn benutzen. —

„Er ist fort, Ew. Hoheit," sprach sie, „jetzt müssen Sie meinen Wunsch erfüllen ... dieses Papier...."

Als sie aber das Papier ausstreckte, wurde es ihr

aus der Hand gerissen und Reuterholm erhob sich vom Stuhle. —

Ein Ausruf des Entsetzens entschlüpfte ihr.

„Fräulein," sprach Reuterholm und zerriß das Papier in kleine Stücken, die er auf den Fußboden warf; „in Allem, was Liebe betrifft, dürfen Sie sehr gern zwischen dem Herzoge und mir stehen; vergessen Sie aber nicht, daß ich zwischen Ihnen und dem Herzoge in Allem stehe, was Politik betrifft. Heute Abend haben Sie weiter nichts hier zu thun, und wenn Sie nicht wollen, daß ein Trabant Sie nach Hause begleiten soll, so entfernen Sie sich sofort freiwillig."

Charlotte war wie vom Blitze getroffen. Alle ihre Hoffnungen waren auf einmal vernichtet.

Aber in diesem Augenblicke trat eine neue Person auf. Es war die Herzogin. Von ihrem Hinterhalte aus hatte sie Alles gehört und gesehen. Eine Weile bewunderte sie Charlotten, obwohl es ihr weh gethan haben würde, wenn diese und nicht sie selbst Fräulein Rudenskölds Begnadigung erwirkt hätte. Als sie endlich Reuterholms letzte Handlung sah, vermochte sie sich länger nicht zu beherrschen, sondern trat zwischen ihn und Charlotte.

„Nehmen Sie eine Stellung ein, welche Sie wollen, Baron," sprach sie zu Reuterholm; „aber stellen Sie sich nicht zwischen mich und den Herzog. Dann...."

Und mit einer stolzen Miene, die nicht ohne Un-

willen war, machte sie eine Bewegung mit der Hand, die so viel hieß als: ... Dann vernichte ich Sie!

„Jetzt geht mein Weg zum Herzog.“

Es verstrich eine Viertelstunde. Reuterholm lehnte sich im Stuhle zurück und blickte unruhig auf die Thür, durch welche die Herzogin verschwunden war. Charlotte stützte sich gegen den Schirm und drückte ihre Hand fest auf ihr unruhig klopfendes Herz.

Als die Herzogin wieder eintrat, strahlte ihr Gesicht vor Freude.

„Der Herzog hat Fräulein Rudensköld begnadigt,“ sprach sie; „aber sie darf es erst in dem Augenblicke erfahren, wo man sie nach dem Pranger abführen will.“

Reuterholm sprang mit einer heftigen Bewegung vom Stuhle auf, sank aber augenblicklich wieder zurück, wie von einem vernichtenden Schlage getroffen.

Charlotte fiel der Herzogin zu Füßen.

„Der Platz jedes gefallenen Weibes,“ sprach sie, „ist dem guten tugendhaften Weibe zu Füßen. Zürnen Sie mir nicht, Hoheit, weil ich Sie bewundere!“

Der Blick, den die Herzogin auf die schöne Sünderin warf, war gütig, aber zugleich streng.

„Ihr Verhältniß zum Herzog, Fräulein,“ antwortete sie, „habe ich benutzt, und es wurde die Waffe, mit welcher ich den Herzog besiegte.“

„Königliche Hoheit, Sie zürnen mir."

„Ich zürne Ihnen nicht, ich beklage Sie. Sie sind zu gut, um das zu sein, was Sie sind, und Sie sind es eben, weil Sie zu gut sind. In der Krone von Disteln ... haben Sie indessen einen Juwel befestigt, der Ihnen Ehre macht. Leben Sie wohl, Fräulein."

Noch lange, nachdem die Herzogin das Zimmer verlassen und Charlotte sich nach Hause begeben hatte, saß Reuterholm in demselben Stuhle, während der Herzog mit der Tabakspfeife im Munde vor dem Kamin im innern Kabinet saß und betrachtete, wie die Luftschlösser von 88 und 89 zu Asche wurden. Im Gemache war es völlig finster, nur die knitternden rothen Kohlen warfen einen magischen Schein auf das Antlitz des Herzogs.

„Gnädiger Herr," sprach Reuterholm, indem er sich hinter Jenes Stuhl stellte. „Sie versuchen aus den sonderbaren und wechselnden Gestalten der glühenden Kohlen Ihre Zukunft zu lesen."

Reuterholm sprach mit einer Stimme, die zum Herzen des Herzogs drang, der von allem Wunderbaren und Feierlichen leicht erregt wurde.

„Es ist Wenigen gegeben, die flammenden Hieroglyphen deuten zu können, womit die Feuergeister spielen," fuhr Reuterholm fort. „Die Natur ist mir nicht ganz und gar unbekannt. Die Asche dort sind die Ruinen Ihrer alten Träume ... sehen Sie ... sie verwehen, diese luftigen verbrannten Papierstreifen. Aber blicken Sie

etwas weiter … links … dort sehen Sie ein Bild, um dessen Kopf einige funkelnde Sterne strahlen … zählen Sie sie, gnädiger Herr … sehen Sie … sie ordnen sich in drei kleine Halbzirkel, der eine über den andern. In dem Zirkel, welcher dem Kopfe am nächsten ist, zählen Sie drei Punkte, in dem nächsten fünf, und in dem äußersten sieben. Der Mann sind Sie, Herr Herzog. Rechts wiederum erblicken Sie ein anderes Bild … ein junges Gesicht … Gott weiß, wer es ist! Hinter demselben erhebt sich noch ein Bild, und wenn Sie es genau betrachten, werden Sie sehen, daß es gleichsam Flügel hat … es ist ein Cherub, gnädiger Herr, in der Hand hält er ein Schwert und über dem Schwerte glänzt eine Kohle, ganz einer Krone ähnlich. Der Engel bewegt sich … sehen Sie … er senkt das Schwert … als wollte er die Krone auf den Kopf der unter ihm stehendeu Gestalt setzen."

„Es ist Gustav, der gekrönt wird," fiel der Herzog ein.

„Geben Sie Acht, Herzog! Sehen Sie, gerade wie die Krone sich auf das Haupt niederließ, flammte es auf und die glühenden Kohlen stürzten zusammen. Mein Gott, aus dem Feuer … Sie sehen es selbst … erhebt der Engel sich … noch glänzt die Krone an seinem flammenden Schwerte, er nähert sich Ihnen. Ah, Herzog, sehen Sie, wie Ihre Kohle wie Purpur schimmernd fällt … fällt … und doch … gestehen Sie … sehen Sie …

Sie knieeten nur vor dem Engel ... und jetzt ... jetzt strahlt die Krone auf Ihrem Haupte."

Reuterholms mystische Rhetorik beherrschte wie gewöhnlich den Herzog.

„Ihr Leben, Herzog, ist ein Kampf. Der Engel steht auf Ihrer Seite. Wehe Ihnen, wenn Sie Ihrem Geschick untreu werden. Es ist nicht für die Krone, sondern für Drei, Fünf und Sieben, daß Sie kämpfen müssen. Gott hat Sie zu seinem Werkzeug erkoren. Sie müssen stark sein ..."

„Reuterholm, Du hast Recht, ich muß stark sein."

„Keine Gnade, Herzog."

„Keine Gnade ..."

Unter solchen Gesprächen verstrich der größte Theil der Nacht. Ermüdet schlummerte der Herzog erst gegen Morgen ein und erst dann verließ ihn Reuterholm.

Als er in das äußerste Zimmer trat, ergriff er die Feder und schrieb eine Ordre an den Polizeidirektor, dahin lautend, am folgenden Tage um 11 Uhr des Vormittags das Urtheil über Fräulein Rudensköld zu vollziehen.

Hierauf verdoppelte er die Wachen vor den Thüren des Herzogs und ertheilte strengen Befehl, Niemand, selbst die Herzogin nicht, vorzulassen. Er selbst blieb in dem äußern Zimmer, wo er bald in dem bequemen Lehnstuhle einschlief.

Der sogenannte Langholm, eine Insel, die ihren Namen von ihrer Länge herleitet, liegt an dem Mälar, westlich von Stockholm, oberhalb der sogenannten Riddar-Bucht. Der Holm ist von Södermalm nur durch den sogenannten Palsund, jetzt der Spinnhaussund, getrennt. Horns-Zoll und Lilieholm liegen in ihrer Nähe.

Um die Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, befand sich das Spinnhaus auf jenem Holm.

An demselben Abende, an welchem die Ereignisse auf dem Schlosse stattfanden, welche wir so eben geschildert haben, wanderte einsam ein Mann über die Brücke, welche den Holm mit Södermalm verbindet; aber anstatt in die Spinnhausgasse einzubiegen, schlug er einen Pfad über den Berg zwischen dem Sund und dem Horns-Zoll ein.

Der Mann war groß und stark. Der blaue enganschließende Rock von grobem Tuch ließ seine breiten Schultern und seinen ganzen kräftigen Körperbau vortheilhaft hervortreten.

Sein Gang war schwer und regelmäßig, wenn man auch bemerkte, daß er Eile hatte und sich so rasch wie möglich vorwärts bewegte. Bei dem Zollgebäude schlug er den Weg nach Lilieholm ein und dort angelangt, blieb er vor der Einfahrt stehen, lehnte sich an das Gitterwerk, kreuzte die Arme und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die Landstraße.

Eine Weile später erschien ein kleiner Medewiwagen in rascher Fahrt auf der Landstraße. Der Koloß am

Gitter fixirte den Wagen einen Augenblick und gab darauf mit einem Ausrufe der Freude zu erkennen, daß derselbe ein alter lieber Bekannter sei. Eiligst öffnete er dann das Gitterthor und der Wagen schwankte in den Hofraum des Wirthshauses hinein.

Als die Wagenthür aufsprang und der Reisende ausstieg, zeigte unser breitschulteriger Mann eine Freude und Beweglichkeit, die Zeugniß von dem warmen Interesse ablegten, die er an dem Gaste nahm.

„Ich wußte es wohl, ich, daß Sie noch am Leben seien und daß ich Sie noch einmal wiedersehen sollte. Ach Du lieber Gott, wie habe ich gewartet ... aber Gott Lob! jetzt sind Sie hier ...“

„Ich danke Dir, From, mein alter rechtschaffener Freund; Du sagst, daß Du mich erwartet hast?“

„Ja, Herr, ich habe Sie gesucht und erwartet ... Du lieber Gott! Man sagte wohl, Sie seien todt, aber ich behauptete, es sei eine infame Lüge. Und wer hatte Recht? ... ich, Herr, ich! Sie glauben gar nicht, wie es mir leid that, daß Sie mich so verließen, ohne ein einziges Wort zu sagen. Nun, was schadet es, Sie sind wieder hier und ich bin wieder froh, bin wieder glücklich wie ein Kind.“

Und während er sprach, betrachtete er den Reisenden genau.

„Sie sind gewachsen, Herr, wenigstens sind Sie

stärker und hübscher geworden; jetzt sehen Sie ordentlich aus wie ein Mann.“

„Und Du selbst, From, Du warst zwar früher groß und stark, aber das war doch nichts gegen jetzt.“

„Nun, zwei Jahre und etwas von dem Dritten noch ist eine lange Zeit, und man hat etwas erlebt, sehen Sie.“

Der Reisende war Niemand Anders als Döring, der, nachdem er wieder schwedischen Grund und Boden betreten, auch seinen alten Namen wieder angenommen hatte. Das Zusammentreffen zwischen ihm und From war jetzt nach einer Trennung mehrerer Jahre rührend und voll Freundschaft.

Beide bemerkten und besprachen die Veränderungen, die mit ihnen stattgefunden hatten und Beide freuten sich, weil die Veränderung zu ihrem Vortheil ausgefallen war.

Als Döring die Dominikanerkirche in Neapel verließ, führte er Louisen mit sich und stellte sich mit ihr bei der Oberhofmeisterin ein, wo sich noch die Baronin Armfelt befand.

In Begleitung der Baronin verließ Louise die Stadt und begab sich zu der Prinzessin Sophie Albertine, die noch immer in Quedlinburg war.

Louise und Döring liebten einander aufrichtig und innig. Sie vermochten es auch nicht bei ihrem unvermutheten Zusammentreffen in der Dominikanerkirche zu verbergen und dort umarmten sie sich zum ersten Male.

Als Louise Neapel verließ, bat sie Döring, er möge sich doch noch einmal an ihren Vater wenden. Sie trennten sich in der frohen Hoffnung auf ein glücklicheres Wiedersehen.

Döring suchte Armfelt in Neapel, um ihm die Papiere zu übergeben, die er von Vincent erhalten hatte, aber Armfelt hatte, wie wir bereits wissen, in Mylady Muncks Equipage die Stadt verlassen. Döring entschloß sich zwar, Armfelt in der Villa aufzusuchen, wo er für den Augenblick Schutz suchte, aber er erhielt gleichzeitig den Befehl, zu der englischen Flotte zurückzukehren, und mußte Italien verlassen, ohne Armfelt gesprochen zu haben.

Seine Stimmung nach dem Ereignisse in der Dominikanerkirche ließ ihm jedoch keine Ruhe, und doch verstrichen mehrere Monate, ehe er Urlaub aus dem englischen Dienst erhielt und sich nach Schweden begab.

In seinem Vaterlande angelangt, eilte er zuerst zu seinem Pflegevater, dem alten Admiral Döring, auf dessen Gut. Die beiden alten Leute drückten ihn mit elterlicher Liebe an ihre Brust, und diese Liebe machte ihn glücklich, weil er noch wie ein Sohn an ihnen hing.

Mit Stolz und Freude hörten sie seine Erzählung von den Kämpfen, an welchen er Theil genommen hatte, und von den Hoffnungen, die er sich für seine Zukunft machte. Er hoffte nicht allein seinen Vater wieder zu finden, sondern auch Louisen wieder zu gewinnen.

Er begab sich auch von seinen Pflegeeltern direkt zu

Louisens Vater und legte diesem offen seine Lage dar. Der alte Graf begrüßte ihn ritterlich und freundlich und entließ ihn mit den Worten: Kehren Sie mit einem Namen und einem Stande zurück. Mögen Sie auch keine Ahnen besitzen, nur Ihr Schild ohne Flecken, und ich werde die Hand Louisens in die Ihrige legen und Sie als meinen Sohn segnen.

Indessen trat Döring mit Armfelt in Briefwechsel und benachrichtigte Diesen von dem, was sich zugetragen hatte. Armfelt antwortete ihm zwar nur in dunkeln und zweideutigen Worten, die Döring sich nicht zu erklären vermochte, aber er lud ihn ein, sich im September in Wismar zu einer Zusammenkunft einzustellen, indem er auf einer Reise nach Petersburg diese Stadt berühren würde, wenn es auch ein Umweg sei.

So war Dörings Lage, als er die Nachricht von dem Urtheile über Fräulein Rudensköld und die übrigen Freunde Armfelts erhielt. Tief erschüttert beschloß er nach der Hauptstadt zu eilen, um nach Kräften zur Rettung der Erstgenannten beizutragen. Döring fühlte allerdings, daß er zu unbedeutend sei, um auf gewöhnlichem Wege eine Milderung ihres Schicksals herbeiführen zu können, aber er war jung und unentschlossen, und die Jugend träumt oft von Rettung und Hoffnung, wo erfahrene und ältere Männer nur Ungereimtheiten erblicken.

Von seinen Pflegeeltern hatte Döring erfahren, daß From noch in Stockholm war, daß er aber seit Forsters

Verhaftung schwermüthig geworden sei. From gehörte zu den Menschen, die einen Herrn haben müssen, den sie schätzen und lieben können. Er hatte lange gehofft, Döring wieder zu sehen, und in dieser Hoffnung ein frisches, fröhliches Leben geführt; es schien aber, als wolle sie sich doch nicht erfüllen und Forsters Verhaftung empörte ihn nun auch vollends. Er hatte einen Körper wie ein Riese und besaß ein warmes Herz, aber eine schwache Seele. Allmählig wie seine frische fröhliche Stimmung verschwand, machte auch der Wunsch sich geltend, Stockholm zu verlassen und sich von der Welt zurückzuziehen, womit er eigentlich weiter nichts meinte, als das Aufgeben seiner glorwürdigen Stellung als Brauerknecht. In Folge seiner mannhaften Thaten in den Straßen der Hauptstadt hoffte er sich in einen ungewöhnlichen Respekt bei der Polizei gesetzt, und mehrere Polizeidiener ließen es sich auch besonders angelegen sein, ihn bei seinem Vorhaben zu unterstützen. Das Glück war ihm günstig, und seit einigen Monaten war er als eine Art Aufseher bei dem Spinnhause angestellt.

Zufällig traf Ehrlich, der von Döring nach Stockholm vorausgesaudt worden war, From auf der Straße, und dieser war derjenige, der die Stunde versäumen sollte, seinen alten Herrn wieder zu treffen.

Döring forderte und erhielt auch auf Lilieholm dieselben Zimmer, die er früher einstmals inne gehabt hatte, und ein sonderbares Gefühl ergriff ihn, als er sie jetzt

wieder betrat. Wie viele Ereignisse waren nicht seit jenem Abende vorüber gegangen, wie viel hatte sich nicht seitdem verändert, nur in diesem Zimmer nichts. Derselbe Tisch, auf welchem seine Reisechatulle damals stand, derselbe grüne Vorhang vor dem kleinen Thürfenster. ... Alles war hier noch wie zuvor. Er erinnerte sich lebhaft des Abends, an welchem er noch unbekannt mit Stockholm und der Welt sich zum ersten Male hier befand. Selbst der kleinste Umstand entging ihm nicht. Leise näherte er sich dem Thürfenster. Jetzt wie damals, und eben so leise als fürchtete er, entdeckt zu werden, zog er den Vorhang bei Seite, aber der Saal war leer ... er sah Niemand ... er hörte Niemand.

Was war aus Armfelt, der edlen ritterlichen Apollogestalt geworden? Zum Tode verurtheilt irrte er in fremden Landen umher. Wo war der ehrliche, scharfsinnige Aminoff? Gleichfalls verurtheilt. Was war endlich aus dem bezaubernden, schönen Fräulein Rudensköld geworden? Auch sie war gefesselt und verurtheilt.

Er gedachte Reuterholms Auftreten an jenem Abende, und es war ihm klar, daß die Katastrophe, die jetzt eingetreten war, nur das Resultat einer mehrjährigen fortgesetzten Verfolgung sei.

„Und was war aus ihm selbst geworden? Harte Schicksalsschläge hatten ihn betroffen. Wie viel von dem, was er geliebt hatte, war nicht in Ruinen zusammengestürzt;

aber inmitten derselben glänzte ihm noch ein strahlender Diamant, die Hoffnung.

War dieser Diamant ein wirklicher oder vielleicht nur ein Eiscrystall, der vielleicht in Thränen zerrinnen würde, vor dem Strahl eines neuen Blitzes des Geschicks.

Döring war nicht melancholisch, aber er wurde es, indem er auf den Gang der Ereignisse zurückblickte. Er glaubte zwar zu wissen, von woher der Schlag gekommen, der so viele Derjenigen getroffen, die er bei seinem ersten Eintritt in das wirkliche Leben schützen und achten gelernt hatte; aber in Einer Hinsicht war er unglücklicher als Diese, er wußte nämlich nicht, woher der Schlag gekommen, der ihn selbst ereilt hatte ... ihr Geschick war bereits entschieden, das seine noch nicht.

Ein tiefer Seufzer hob seine Brust.

„Mein armer Herr," sprach From, „ich verstehe, weshalb Sie seufzen ... Sie denken gewiß an das, was geschah, als wir zuletzt hier waren."

„Ich glaube, Du hast gelernt in den Herzen der Menschen zu lesen."

„Mein Herr, ich habe immer in Ihrem Herzen lesen können ... es ist leicht, die Gefühle dessen zu errathen, den man lieb hat."

Döring war über Froms Bemerkung überrascht. Dieser war zwar noch immer derselbe wie früher, aber die Jahre und die Erfahrung hatten ihn gelehrt, seine Gedanken besser auszudrücken.

„Wie sonderbar geht es doch in dieser Welt zu!" fuhr From fort. „Wer hätte damals wohl glauben sollen, daß ich gewissermaßen ihr Herr werden sollte."

„Was meinst Du? Wessen Herr?"

„Ach, ich vergaß ... Sie wissen noch nicht, Herr, daß Fräulein Rudensköld jetzt in das Spinnhaus gebracht werden soll, und da ich dort so ein Stück von Wachtmeister bin, so ..."

„Fräulein Rudensköld! ... in's Spinnhaus! ... sie ist ja zum Tode verurtheilt."

„Ganz richtig; aber der Herzog hat das Urtheil gemildert ... haha! ... gemildert! Statt den Tod zu leiden, wird sie am Pranger ausgestellt und ..."

„Ist es möglich! ... und das nennt er ein Urtheil mildern! Nein, nein, Du irrst Dich, From ... es kann nicht möglich sein."

„Ich lüge nie, Herr. Es ist so wahr, wie ich hier stehe."

Die ernste Zuversicht, mit welcher From sich äußerte, überzeugte Döring, daß kein Irrthum stattfand. Verdruß und Abscheu über ein so kränkendes Urtheil war sein erstes Gefühl. ... Er erinnerte sich Armfelts Erklärung an General Acton und hegte die Ueberzeugung, daß kein Verbrechen begangen sei, welches ein solches Urtheil mit Recht hervorrufen könne. Aber ihm war das Juristische oder Politische von weniger Gewicht. Er erinnerte sich statt dessen, daß die so hart verurtheilte Dame

eine Tochter eines der ausgezeichnetsten schwedischen Männer, des Grafen Karl Rudensköld sei, der nicht allein den Ruf eines scharfsinnigen und geistreichen Schriftstellers, sondern auch den eines tüchtigen, hochgeachteten Staatsmannes genoß, der bei mehreren wichtigen Gelegenheiten sich um sein Vaterland Verdienste erworben und durch ein langes ereignißreiches Leben sich die Freundschaft des eben so sieg- reichen wie ruhmvollen, des eben so tiefdenkenden wie con- sequent handelnden Friedrich des Zweiten erworben hatte. Welche Schmach dem Andenken eines großen Mannes zugefügt! Und die Strafe traf nicht einen Mann, der ihr unerschrocken entgegentreten konnte, sondern sie traf ein schwaches Weib und in einer Weise, die sie für immer schänden würde.

In dem gemilderten Urtheil erblickte Döring eine Verfolgung weit feiner angelegt, einen Angriff, weit sata- nischer berechnet, und eine weit grausamere Strafe als den Tod, und als er sich von seinem ersten Eindrucke erholt hatte, faßte er den Entschluß, es koste, was es wolle, einen Ver- such zu ihrer Befreiung zu wagen. Zum Glück stand jetzt From neben ihm, der eben so ruhig und unerschütterlich war wie die Wirklichkeit selbst.

„Wir brechen in ihr Gefängniß ein und entführen sie mit Gewalt.“

„Unmöglich, Herr. Wir würden uns nur den Hals brechen.“

„Nun, dann greifen wir die Wache an, wenn sie

zum Pranger geführt wird, das Volk wird uns beistehen."

„Das ist eben so unmöglich, Herr. Wir würden uns selbst stürzen, ohne dem Fräulein nützen zu können."

„Ich werde um Audienz beim Könige nachsuchen . . ."

„Der König vermag gar nichts, er ist unmündig."

„Nun, der Herzog wird mich hören."

„Er wird Sie nicht mehr hören, als Tausend Andere. Er hört nur auf Einem Ohre und das gehört dem Baron Reuterholm."

„Nun, dann will ich Reuterholm aufsuchen."

„Er hat einen Fehler mehr als der Herzog. Er ist taub auf beiden Ohren."

Döring kreuzte die Arme über die Brust und blieb vor From stehen.

„Du bist nicht der Alte. Früher wärest Du mir überallhin gefolgt und wäre es durch's Feuer gewesen."

„Daß ich nicht der Alte bin, Herr, das ist wahr, aber glauben Sie dessen ungeachtet nicht, daß ich faul gewesen bin. Als ich noch frei und ledig war, nun, da war ich immer dabei und haute immer drein, wenn es sein mußte ... aber sehen Sie wohl, ich habe mich jetzt ..."

„Was hast Du jetzt?"

„Ich habe mich jetzt verheirathet, Herr."

„Du bist verheirathet? ah! ich verstehe. Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß Du ein Anderer ge-

worden bist. Ich wünsche Dir Glück ... Du bist glücklich."

Aber Döring stampfte mit dem Fuße und ballte die Faust. Er hatte sich in From einen guten Helfershelfer in seinen kühnen Plänen zur Rettung Fräulein Rudenskölds versprochen, und fand sich jetzt getäuscht. Es schien aber, als bemerkte From seine Ungeduld gar nicht.

„Glücklich?" wiederholte er, als wollte er sich selbst ausfragen. „Mein Weibchen ist gut und brav, das versteht sich, aber ... nun, wenn man Familie und nicht länger an sich allein zu denken hat, so denkt man auch reeller. Wenn ich jetzt manchmal aufbrause und dreinschlagen will, so faßt mich meine Frau immer am Rockschoße, und wenn ich auf der Straße die Faust balle, so stößt sie mich ganz gehörig in die Rippen. Die Frauenzimmer, Herr, sind so eine Art von Daumenschrauben. Die Freiheit ist zum Teufel ... man ist nicht mehr sein eigener Herr wie früher ... man grübelt und grübelt, und ... und grübelt immer fort, und wird zuletzt ganz confuse."

Döring war mit seinen eigenen Gedanken zu beschäftigt, um From die Aufmerksamkeit schenken zu können, die er ihm vielleicht sonst gewidmet haben würde.

„Laß uns nicht weiter von meinen Plänen zur Rettung Fräulein Rudensköld reden," begann Döring wieder. „Du bist ein verheiratheter Mann und das mag ganz rich-

tig sein, daß Du Deiner Frau wegen klug und vorsichtig handelst. Mit mir ist es etwas Anderes."

Döring ging heftig im Zimmer auf und nieder.

From blickte ihn neugierig an, als wenn er noch immer seiner letzten Aeußerung lausche.

„Nicht weiter von ihrer Rettung reden, sagen Sie, Herr? warum nicht? Wenn ich auch verheirathet bin, so bin ich deshalb doch keine Memme, und meine Frau, nun, die hält es mit mir in Allem, was reell ist, verstehen Sie. Es sind nur solche Ungereimtheiten und solches blindlings darauf los Gehen und so etwas, vor welchem man sich hüten muß."

Jetzt war die Reihe an Döring, den Worten Froms zu lauschen.

„Das Fräulein ohne Weiteres öffentlich aus den Händen der sogenannten Gerechtigkeit zu reißen, ist ganz unmöglich, denn sehen Sie ... so viel habe ich auch mit dieser Gerechtigkeit zu thun gehabt, daß ich das begreife; aber es giebt andere Methoden, Herr, und wenn Sie nicht gerade etwas Besseres wissen, Herr, so werde ich mir erlauben ..."

„Rede, From, rede!"

„Können Sie mir Pferde und Wagen verschaffen, Herr?"

„Nun ja, das versteht sich."

„Dann ist die Sache fix und fertig. Ich verschaffe Ihnen das Fräulein, ich."

„Du? in welcher Weise?“

„Sobald sie das Spinnhaus betritt, steht sie ja unter meiner Aufsicht, und ich lasse sie laufen, ich, das ist ja ganz einfach.“

Dörings Theilnahme für die Unglückliche hatte ihn im ersten Augenblicke zu weit geführt. Besonnen, wie er sonst war, und ruhig und ernst, gab es doch Fälle, in welchen er empört, z. B. durch irgend eine große Ungerechtigkeit, seine Gefühle nicht ganz zu beherrschen vermochte. Diese Fälle waren vielleicht die schönsten Augenblicke seiner Seele, wenn auch nicht immer die vernünftigsten; aber er gab sich auf der andern Seite selten seinen Illusionen in dem Grade hin, daß nicht ein vernünftiges Wort bei ihm Eingang fand.

„Aber Du bist verheirathet ... Du stellst Dich und Deine Frau blos ... Du ...“

„Ich habe meine Frau Sie so zu achten und lieben gelehrt, wie ich es selbst thue, Herr. Sie können sich darauf verlassen, daß das, was Sie wollen, das will meine Frau eben so gut, wie ich. Sind Sie mit meinem Plane einverstanden, so ist Alles gut, und was meine Frau und mich betrifft, so folgen wir Ihnen, wohin Sie wollen.“

Döring erkannte erst jetzt die ganze Tiefe der Hingebung des redlichen und aufrichtigen From. Tiefgerührt schloß er ihn in seine Arme und drückte den rechtschaffenen Mann an seine Brust.

„Herr, Herr!“ stammelte From, und eine Thräne

rann über seine groben Wangen. „Thun Sie mit mir was Sie wollen ... nur Ihnen will ich folgen.“

„Ich bin ein dummer Hund, daß ich weine,“ fügte er nach einer Weile hinzu und trocknete die Thräne mit dem Rockschoße ab, „aber ich bin seit lange nicht so glücklich gewesen als jetzt.“

Der Plan zur Befreiung des Fräulein Rudensköld wurde jetzt ausführlich besprochen und Döring und From trennten sich, einander herzlich die Hände schüttelnd.

Aber bei Döring war die Hoffnung, Fräulein Rudensköld von der Schandbühne zu retten, noch nicht vernichtet. Er eilte nach Stockholm, wo er in das sogenannte französische Wirthshaus einkehrte und auch dort dieselben Zimmer erhielt, die er früher bewohnt hatte. Es war ihm aber unmöglich, die Nacht zu schlafen. Es hatte sich nämlich bereits das Gerücht verbreitet, daß Fräulein Rudensköld schon am nächsten Tage ihre öffentliche Bestrafung erleiden solle.

Bereits früh am Morgen des 24. September trat er in den Audienzsaal des königlichen Schlosses.

Er bat, man möge ihn beim König anmelden.

Man antwortete ihm, der König schlafe ... er bat, bei dem Herzoge angemeldet zu werden ... auch der Herzog schlief.

Er suchte darauf Reuterholm auf.

Reuterholm schlief.

Alle seine Mühen, die dem edeln Gefühle eines ent-

schlossenen Mannes entsprungen waren, blieben vergebens und in tiefem Schmerze verließ er das Schloß.

Als er auf den Schloßhof trat, stieg dort eben ein Reiter von einem schäumenden Pferde, und eilte, ohne um sich zu blicken, die Schloßtreppen hinan.

Es war ein Courier aus Quedlinburg, welcher ein Schreiben der Prinzessin Sophie Albertine überbrachte, in welchem auch sie um Gnade für Fräulein Rudensköld bat.

Der Courier war ihr Kammerpage Westfelt.

Wozu die Eile? — Der Herzog schlief.

Sechstes Kapitel.

Der 24. September 1794.*)

Wir verließen Fräulein Rudensköld, als sie in das Gefängniß gebracht wurde. Vor das Hofgericht citirt, trat sie dort mit dem liebenswürdigen Muthe, mit der Naivetät und dem Scharfsinn auf, die einen schönen Zug ihres Charakters ausmachten. Selbst die Akten, die sonst oft nur todten Register, bestätigen dies.

Bis Ende des Monat März peinigte man sie fast täglich mit wiederholten Verhören, bei welchen sie mit der Mehrzahl ihrer Bekannten confrontirt und dabei nicht selten von Personen beleidigt wurde, die in einer ganz

*) Dieses Kapitel ist mit ganz wenigen Veränderungen, und namentlich in stylistischer Hinsicht ein treuer Auszug aus den Memoiren des Fräulein Rudensköld. Nur eine einzige historische Thatsache ist einer andern Quelle entnommen.

andern Weise als sie in die sogenannte Verschwörung verwickelt waren.

Dessen ungeachtet stellte sie eben so wenig Jemand blos, als sie anklagte. Sie klagte nur sich selbst an. In den ersten Tagen des April erklärte ihr der Generalfiscal, daß die Untersuchung zu Ende sei, und daß er ihre Freilassung jedoch mit der Hinzufügung begehrt habe, daß sie sich dem Gericht stellen müsse, sobald sie gerufen würde, daß aber der Herzog die Fortdauer ihrer Haft bis zu dem Zeitpunkte befohlen habe, binnen welchem sich Armfelt entweder persönlich stellen oder in contumaciam verurtheilt sein würde.

Frohen Muthes kehrte sie in das Gefängniß zurück, von der Hoffnung belebt, bald freigesprochen zu werden. Wie sehr irrte sie sich aber nicht!

Gegen das Ende des April wurde sie wieder vor das Hofgericht geführt.

„Versuchen Sie nicht, uns länger hinter's Licht zu führen," sprach der Hofmarschall Wachtmeister mit drohender Miene und Stimme. „Hier sind jetzt alle Ihre Briefe, die man dem Verräther Armfelt abgenommen hat. Gestehen Sie."

Der Hofmarschall legte mit diesen Worten eine Menge Briefe vor, die Fräulein Rudensköld, zu stolz, um zu leugnen, was sie geschrieben hatte, für die Ihrigen erkannte, indem sie jedoch das Recht des Gerichts bestritt, eine Privatcorrespondenz, hauptsächlich in Ziffern geschrieben

und ohne ihres Namens Unterschrift, als einen vollgiltigen Beweis irgend eines Vergehens zu betrachten.

Ihre Bemerkung erbitterte den Marschall noch mehr.

„Ihr Kopf wird fallen,“ rief er, „aber der Herzog, immer mild und gnädig, will wenigstens Ihre verderbte Seele retten, die sonst der Hölle gehört, und hat deshalb angeordnet, daß dieselbe Priesterin, die Ankarström zum Tode bereitete, auch sie besuchen soll und Ihr verhärtetes, schlummerndes Gewissen wecken.“

Tief durch diesen Ausdruck gekränkt, vermochte Fräulein Rudensköld sich kaum zu fassen, aber sie beherrschte sich doch und blieb ruhig, und erst als der Hofmarschall in seinen bittern Bemerkungen und Vorwürfen fortfuhr, wurde es ihr endlich eine Pflicht, zu antworten.

„Halten Sie ein, Excellenz,“ sprach sie. „Ich habe bereits zn lange Ihre Bemerkungen angehört, Bemerkungen, die Sie nur erniedrigen können. Meiner politischen Handlungsweise wegen bin ich vor den Richterstuhl citirt, und nur über diese haben Sie das Recht mich zu verhören und zu verurtheilen; in Betreff meines Privatlebens bin ich nur Gott verantwortlich, der in Aller Herzen blickt und eines Tages mit derselben Gerechtigkeit zwischen dem Regenten, Ihnen und mir richten wird.“

Die Gerichtsverhandlungen wurden von diesem Augenblicke an mit erneuertem Eifer und erhöhter Rachelust fortgesetzt. Als der Generalfiscal endlich seinen Antrag auf die Bestrafung machen sollte, erhielt er den

Befehl, Todes- und Ehrenstrafe zu fordern, und zwar so, daß erst die rechte Hand und nachher der Kopf der Angeklagten fallen sollte. Der Generalfiskal weigerte sich indessen, diesen Befehl zu erfüllen, weil er nach seiner Ansicht eine Ueberschreitung der geltenden Gesetze war und erst auf einen erneuten Befehl des Herzog-Regenten selbst geschah dieser Antrag.

Bei der Abstimmung des Gerichts hatte die Freisprechung des Fräulein Rudensköld um Eine Stimme die Mehrheit, aber der Hofmarschall mit seinen zwei Stimmen, entschied über die Frage.

Der Herzog war indeß hiermit noch nicht zufrieden, sondern wünschte, daß wenigstens gleich viele Stimmen für den Tod und für die Freisprechung abgegeben werden sollten. Um dies zu bewirken, erhielt der Privatsekretair Reuterholms, Namens Edmann, den Auftrag, sich in Verbindung mit einem der Mitglieder des Gerichts zu setzen, dessen Namen die Memoiren das Fräulein Rudensköld nicht nennen. Dieser veränderte jetzt erst seine Ansicht und votirte auf den Tod, wurde aber später wahnsinnig und warf sich in einem Anfall von Gewissensbissen aus einem Fenster auf die Straße und starb.

Am Tage vor der Verlesung des Urtheils hörte Fräulein Rudensköld eine Stimme im Corridor vor ihrem Gefängnisse deutlich einen Befehl in Bezug auf sie ertheilen.

„Trage dieses Kleid zu Fräulein Rudensköld,“ sprach

die Stimme zu der Wache, „und sage ihr, daß sie es morgen benutzt, wenn sie vor dem Gerichte steht, um ihr Urtheil zu empfangen.“

Fräulein Rudensköld erkannte die Stimme Ullholms.

Es war eines ihrer schönsten weißen Kleider, und aus dem Interesse, welches man ihr so oft gezeigt hatte, ahnte sie, daß diese Aufmerksamkeit eine besondere Bedeutung haben dürfte, und sie irrte sich auch nicht.

Am Abend desselben Tages trat nämlich der Privatsekretair Edmann bei ihr ein, um ihr den Wunsch des Herzogs und Reuterholms auszusprechen, daß sie, um einer Aufregung zu entgehen, und um sich nicht der Raserei einer empörten Volksmasse auszusetzen, nicht im Hofgericht erscheinen solle, indem das Urtheil ihr später im Gefängniß selbst mitgetheilt werden könne.

Fräulein Rudensköld beantwortete diesen Vorschlag dahin, daß sie sich dem Befehl des Gerichts nicht entziehen wolle, und daß sie Seelenstärke genug besitze, um zu erscheinen.

Dies geschah um dieselbe Zeit, während welcher man auf offener Straße die so unverschämten und in einem so hohen Grade kränkenden Briefe unter dem Titel: „Des gefangenen Fräulein, nunmehr Magdalena Charlotte Karlstochters Briefe an den Reichsverräther, früher genannt Baron Armfelt, jetzt vogelfrei unter dem Namen Gustav

Mauritz, enthaltend ihre Lieblingsabenteuer. Aus dem Französischen übersetzt."

Man wollte es verhindern, daß sie vor einem größern Publikum aufträte, um dadurch mit größerer Sicherheit das Gerücht verbreiten zu können, sie sei in Umständen, die ihr nicht gestatteten, sich öffentlich zu zeigen.

Das Weib ahnt oft die Kabalen, die um dasselbe gespielt werden, ohne sie näher zu kennen. Am Morgen, als sie vor dem Gericht auftreten sollte, kleidete sie sich mit der größten Sorgfalt an. Ihr nunmehr abgeschnittenes kurzes Haar fiel in natürlichen Locken um ihr Antlitz, und sie war immer erst fünfundzwanzig Jahre alt.

Sie hatte Grund, auf das Mitleid des Publikums zu hoffen. Von einer Wache, bestehend aus sechzehn Gemeinen und vier Offizieren, umringt, stieg sie die dreizehn Stufen des Gerichtsgebäudes hinan, dessen Vorzimmer sie schon von unten mit einer gedrängten Menschenmasse Kopf an Kopf bis an die Decke erfüllt sah.

In dem Augenblicke, wo sie ihren Fuß auf die oberste Stufe setzte, zogen alle Anwesenden die Hüte. Dieser einfache, theilnehmende Gruß machte einen tiefen Eindruck auf sie, um so tiefer, als gleichzeitig ein junger unbekannter Mann sich durch die Wache drängte und ihr eine Rose und nie welkende Sternblume überreichte, worauf er wieder unter die Menschenmasse verschwand.

Gerührt von diesem Beweise des Wohlwollens, vermochte sie nicht ihre Thränen zurückzuhalten.

Mit derselben Achtung wurde sie in allen Zimmern empfangen, durch welche sie schreiten mußte.

Als sie in den Sessionssaal trat, fand sie Aminoff, Ehrenström und mehrere der Angeklagten bereits anwesend und man führte sie an das obere Ende des Tisches, wo sie dem Anblick Aller ausgesetzt war.

Nachdem das Urtheil der Uebrigen verlesen war, gelangte man endlich zu dem ihrigen.

Bis zu diesem Augenblicke herrschte unter den Zuschauern ein vollkommenes Schweigen, jetzt aber brach ein dumpfes Gemurmel aus. Der Hofmarschall gebot Ruhe, aber das Murren nahm zu, und erst als Fräulein Rudensköld mit einem flehenden Blicke ihre Hand erhob, trat wieder das vorige dumpfe Schweigen ein.

Jetzt wurde das Urtheil verlesen. Es kostete ihr keine einzige Thräne. Sie war des Lebens überdrüssig und der Tod schien ihr eine Wohlthat zu sein.

Nach der Verlesung wandte sich der Marschall an die Verurtheilten und machte sie darauf aufmerksam, daß sie beim Herzog-Regenten um eine Milderung im Wege der Gnade nachsuchen könnten.

Fräulein Rudensköld erklärte sofort, daß sie mit ihrem Urtheil zufrieden sei.

Kaum befand sie sich wieder in ihrem Gefängnisse, als Reuterholms Faktotum, der Privatsekretair Edmann, abermals bei ihr eintrat. Diesmal überreichte er ihr einen, wie er sagte, von Baron Armfelt aufgefangenen

Brief, welcher schon erbrochen war. Auf das Couvert desselben hatte der Herzog mit eigener Hand geschrieben: „Möchte Fräulein Rudensköld doch einmal den niedrigen Menschen kennen lernen, dem sie ihre Wohlfahrt geopfert hat.“

Fräulein Rudensköld las den Brief nnd fand in demselben sehr beleidigende, kränkende Aeußerungen, die sich selbst in Scherzen über ihre Hingebung zu Armfelt ergingen. Sie las den Brief mehrmals durch. Sie litt fürchterliche Qualen. Der kalte Schweiß perlte in großen Tropfen auf ihrer Stirn und krampfhaft preßte sie den Brief in ihrer Hand zusammen; aber plötzlich fiel ihr Blick auf Edmann und sie bemerkte, wie er sie mit geheimer Schadenfreude betrachtete. Jetzt durchlas sie den Brief auf's Neue und durchforschte jede Zeile mit größerer Ruhe als vorher, und als Edmann endlich um eine Antwort an den Herzog bat, sagte sie:

„Erwidern Sie dem Herzoge, mein Herr, daß Baron Armfelts Handschrift und Styl zu schlecht nachgeahmt seien, um mich zu täuschen.“

Erst als das Urtheil des Hofgerichts gesprochen war, erhielten ihre Anverwandten die Erlaubniß, sie zu besuchen.

Das Urtheil ging vom Hofgericht an das höchste Gericht und wurde darauf dem Herzog-Regenten vorgelegt. Dies Alles zog sich bis Ende September hinaus.

Wir wissen bereits, daß der Reichskanzler, Graf

Frederik Sparre, in jener Staatsrathsversammlung auf Drottningholm dafür stimmte, und zwar von Reuterholm unterstützt, daß Fräulein Rudensköld zugleich mit Ruthenstreichen bestraft werden solle; aber Herzog Frederik erhob sich heftig und zornentbrannt mit der Erklärung an seinen Bruder, den Herzog-Regenten, daß er sofort aus dem Staatsrath scheiden werde, sobald er denselben nicht von Personen reinige, die vollkommen unwürdig seien, dort Sitz und Stimme zu haben.

Der Regent erklärte seinem Bruder, er könne sich hinbegeben, wohin er wolle, und es entstand eine heftige Scene, die damit endigte, daß der Prinz seinen Stuhl gegen die Wand schleuderte und sich entfernte. Mit ihm entfernte sich gleichfalls der während der Untersuchung so strenge Hofmarschall, der im Staatsrathe eine ganz andere Sprache führte und gegen Reuterholm auftrat. Aber Fräulein Rudensklölds Feinde und Verfolger erhielten hierdurch nur ein freieres Feld und das sogenannte gemilderte Urtheil fiel auch so aus, wie wir bereits erzählt haben.

Prinz Frederik begab sich vom Staatsrathe direkt zu der Schwester des angeklagten Fräulein Rudensköld, um diese aufzufordern, sich dem Herzoge zu Füßen zu werfen und ihn nicht eher zu verlassen, als bis er völlige Begnadigung versprochen habe. Aber sie glaubte schon zu wissen, daß die Herzogin selbst nicht allein keine gleichgiltige Zuschauerin sei, sondern bereits das Versprechen des Her-

zogs habe, daß der Verurtheilten nichts Böses zugefügt werden solle, ein Versprechen, worauf man noch rechnete.

Noch glaubte man dem Ehrenworte des Herzogs, als man am 24. September in der fürchterlichsten Weise seine Hoffnungen auf Begnadigung vereitelt sah.

Um acht Uhr Morgens trat der Major der Garde, Baron Silfverhjelm, mit dem Ausdrucke der größten Trauer und Verzweiflung in Fräulein Rudenskölds Gefängniß ein. Ihr war noch die Veränderung unbekannt, welche das Urtheil erlitten hatte.

„Unglückliche!“ sprach er; „wenn Sie je der Seelenstärke bedürftig gewesen sind, dann sind Sie es heute. Sie wissen nicht, was Ihnen bevorsteht.“

„Der Tod.“

„Tausendmal mehr als der Tod ...“

Sein Schmerz preßte eine klare Thräne in seinen Augen hervor; aber er hatte nicht Zeit, seine Rede fortzusetzen, indem der Schloßvoigt, von mehreren Personen gefolgt, in diesem Augenblicke eintrat und mit lauter Stimme verkündete, daß der Herzog ihr aus besonderer Gnade das Leben geschenkt habe, daß sie aber ... und nun verlas er das letzte Urtheil, worauf er hinzufügte, daß sie binnen drei Stunden ihre Strafe erleiden müsse.

Fräulein Rudenskölds Erstaunen und Entsetzen lassen sich nicht beschreiben.

Muthig und entschlossen protestirte sie indessen gegen eine Veränderung des Urtheils, da sie überhaupt keine

beantragt habe, und erbot sich als eine Gnade die Vollstreckung des ersten Erkenntnisses. Aber man setzte ihrer Verzweiflung nur die dumpfen Worte von Gehorsam entgegen.

Empört und gemartert von den qualvollsten Vorstellungen, sank sie auf die Kniee und faltete ihre Hände.

„Gerechter Gott, Du wirst einst,“ seufzte sie, „zwischen mir und meinen Richtern entscheiden.“

Sobald der Schloßvoigt sich entfernt hatte, traten die wachthabenden Offiziere ein und erklärten, daß es unter ihrer Würde sei, sie zu bewachen, nachdem sie ihrer Ehre verlustig erklärt worden sei. Ein Polizeidiener nnd ein Unteroffizier der Wache lös'ten sie ab.

Fräulein Rudensköld bat nun Baron Silfverhjelm, sie die drei Stunden allein zu lassen, die sie noch übrig habe.

„Seien Sie überzeugt, daß ich es gern thue, sofern Sie mir versprechen, nicht Hand an Ihr Leben zu legen.“

„Ich bin empört, ich bin fast wahnsinnig vor Verzweiflung ... es darf Sie kein Wunder nehmen, aber beim Himmel! ein so sündhafter Gedanke ist von mir weit entfernt.“

Silfverhjelm ertheilte darauf dem Polizeidiener und dem Unteroffizier den Befehl, sich zu entfernen.

Sie war jetzt mit ihrem Schmerze allein.

Diese drei Stunden verbrachte sie im Gebet, während sie fast unablässig im Gefängniß auf und nieder

ging. Sie war von Gefühlen erfüllt, die ihr weder Rast noch Ruhe ließen.

Um elf Uhr trat Silfverhjelm wieder ein, um sie abzuholen.

Gleichsam von einem Schwindel erfaßt, stürzte sie die Treppe hinab und befand sich auf der Straße, ehe der Karren angelangt war. Nicht mehr wissend was sie that, durchbrach sie den Kreis der Soldaten und blieb erst wie vom Schlage getroffen bei dem Anblicke des Schandpfahls stehen.

Verwirrt blickte sie jetzt um sich.

Der ganze Platz war mit Menschen angefüllt, alle Fenster, selbst die Dächer, trugen Zuschauer; aber dessen ungeachtet war das Schweigen so tief, daß sie hörte, wie hier und da ein an sein Gewehr gelehnter Soldat laut schluchzte. Die Kräfte verließen sie in diesem Augenblicke, und nur mit Mühe vermochte sie die Stufen hinanzusteigen, die zum Schandpfahle führten, wo selbst das Urtheil von Neuem verlesen wurde.

Leute, die bei diesem Ereigniß zugegen waren, erzählen, daß die Vorlesung des Urtheils von der versammelten Menschenmenge mit einem Mißvergnügen aufgenommen wurde, welches sich in wilden Ausrufungen und Drohungen gegen die Regierung Luft machte. Tausende von Stimmen vereinigten sich zu einer einzigen, und diese einzige schleuderte einen einstimmigen Fluch auf die Regentschaft.

In diesem Augenblicke fühlte Fräulein Rudensköld eine rauhe Hand ihre Schulter in der Absicht berühren, ihr das Halstuch abzureißen. Schnell wandte sie sich um ... und erblickte den Henker, der in seiner Hand das Halseisen hielt, und bereit war es ihr anzulegen.

Mit einem Schrei des Entsetzens und der Angst warf sie sich besinnungslos auf die Stufen und fiel ohnmächtig auf den Platz nieder.

Noch viele Jahre später stand dieser Augenblick so lebhaft vor ihrer Seele, daß sie jedesmal unwillkürlich erbebte, so oft sie sich desselben erinnerte.

Und der Herzog und die Gnade, die er zugesagt hatte?

Um dieser zuvorzukommen, hatte Reuterholm die verhängnißvolle Stunde beschleunigt, so daß der Herzog während des Ereignisses noch schlief.

Als ein fernerer Beweis des grenzenlosen Rachedurstes ihrer Verfolger müssen wir noch hinzufügen, daß man ihren Bruder Bengt als Befehlshaber der Abtheilung der Garde commandirt hatte, die den Kreis um die Schaubühne bildete.

Von Wache umgeben führte man sie ohnmächtig nach dem Spinnhause ab. Erst am Nachmittag kehrte ihre Besinnung wieder zurück, und als sie die Augen aufschlug, fand sie sich allein auf dem Fußboden des Gefängnisses liegen, neben sich einen Krug mit Wasser und ein Glas Wein.

Fräulein Rudensköld hatte während des ganzen Tages nichts genossen und sie erfaßte das Glas, um ihre trockne heiße Zunge zu laben, indem sie es aber erhob, hörte sie plötzlich einen fürchterlichen Schrei.

„Sie lebt! sie lebt!“

Entsetzt blickte sie auf sie, begriff nicht, woher der Schrei kam, als sie in einem gegenüber gelegenen Fenster die Spinnhausgefangenen Kopf an Kopf, sie neugierig begaffend, erblickte. Sie wollte sich erheben, um in einen Winkel ihres Kerkers zu treten, aber ihre Kräfte standen ihr nicht bei und sie fiel erschöpft nieder.

Um sieben Uhr des Abends traten Ullholm, ihre Schwester, ihr Bruder Bengt und ihre Kammerjungfer bei ihr ein. Man schaffte ein Bette herbei und trug sie auf das Lager.

Als man sie der Strümpfe entledigte, lös'te sich die Haut ab, und der Chirurg, der ihre Füße verband, war der Ansicht, daß ihr heftiger Gang am Morgen im Gefängnisse diese Wirkung herbeigeführt habe, die sie jedoch wahrscheinlich vom Schlagflusse befreit, indem sie das Blut vom Kopfe abgeleitet habe. Des Nachts entwickelte sich eine Brustentzündung, aber sie besaß doch die Kraft, an ihre Mutter zu schreiben. Ihre Geschwister wünschten, daß die Mutter ihr Schicksal nicht erfahre, und sie erzählte deshalb in ihrem Briefe, daß der Herzog sie vollständig begnadigt habe, daß sie aber noch auf einem Land-

gute gewissermaßen in Haft sei, sich jedoch körperlich ganz wohl befinde.

Die Nacht über blieb Bengt bei ihr. Er war stumm und verschlossen. Finstere Gedanken erfüllten seine Seele und bittere Gefühle nagten an seinem Herzen. Erschöpft durch die heftigen Gemüthsbewegungen, behauptete die Natur jedoch endlich ihr Recht und er fiel in einen tiefen Schlaf.

Nur Fräulein Rudensköld's Augenlider schlossen sich nicht. In dieser Stunde war Alles stumm und still, nur ihre eigenen Seufzer unterbrachen die Stille. Da hörte sie die Thür leise sich öffnen und vorsichtige Tritte sich ihr nähern.

„Sind Sie wach, Fräulein," flüsterte eine Stimme.

„Wer seid Ihr? was wollt Ihr?"

„Ich will Sie retten, Fräulein. Kleiden Sie sich an und folgen Sie mir."

Im Dämmerlicht erkannte sie den Nachtwächter, — es war From.

Döring und er hatten Alles zu ihrer Flucht vorbereitet.

„Ein Wagen mit sechs Pferden," fuhr er fort, „erwartet Sie und Ihre Kammerjungfer am Hornszollgebäude. Folgen Sie mir ... der Augenblick ist kostbar. Ein rechtschaffener Kerl, den Sie kennen, erwartet Sie und führt Sie, wohin Sie wünschen. Geld haben wir genug, und wir können noch mehr bei Alfverhoff in Ham-

burg bekommen. Eilen Sie nur, die Augenblicke sind gezählt.“

Fräulein Rudensköld erhob sich und betrachtete ihn ruhig.

„Sie sind also darauf eingegangen, mir bei einer Flucht von hier behilflich zu sein?“

„Ja.“

„Haben Sie die Folgen eines so kühnen Unternehmens bedacht?“

„Um die Folgen kümmere ich mich nicht.“

„Haben Sie eine Frau ... haben Sie Kinder?“

„Allerdings habe ich das.“

„Dann folge ich Ihnen nicht. Denn wenn ich auch die Gefahr für Sie persönlich übersehen könnte, so kann ich es doch nicht in Betreff Ihrer Familie. Ich bin ein Weib und habe viel gelitten ... ich weiß, was ein Weib zu leiden vermag ... verlassen Sie mich ... ich mag mich überhaupt nicht abermals in neue Abenteuer stürzen.“

„Sie wollen nicht?“

„Nein.“

„Sie stoßen die rettende Hand zurück, die Ihre treuesten Freunde Ihnen reichen?“

„Verlassen Sie mich ... ich will allein sein.“

„O mein Gott, mein Gott!“

„Laß mich allein.“

From entfernte sich, tiefbekümmert über sein miß-

glücktes Unternehmen und beeilte sich, Döring davon zu benachrichtigen.

Am folgenden Tage verbreitete man das Gerücht, Fräulein Rudensköld sei todt.

Von diesem Gerüchte veranlaßt, stellte sich eine Deputation der Stockholmer Bürgerschaft bei dem Polizeidirektor Ullholm ein und erbat sich, ihr Begräbniß zu veranstalten, welches sie so feierlich wie möglich zu machen gesonnen seien. Aber leider lebte das unglückliche Opfer des fortwährenden unversöhnlichen Hasses einer gemeinen Regierung noch.

Als Fräulein Rudensköld genas, stellten sich die Mitglieder des Commerz-Collegiums bei ihr ein, welchem Collegium das Spinnhausgebäude gehörte, und erboten sich, ihr im Gebäude selbst zwei Zimmer mit Zubehör und mit Benutzung des Gartens zu bewilligen, wenn sie verspräche, diese Freiheit nicht zu mißbrauchen und sie nicht dem Zorne des Herzogs blos zu stellen, ohne dessen Kenntniß das Anerbieten gemacht sei.

Mit Freude und Dankbarkeit gab sie ihr Versprechen und bezog sofort die angewiesenen Zimmer. Der Garten war ihr von diesem Augenblicke an ein lieber Ort, an welchem sie sich fast täglich aufhielt, sobald die eisenbeschlagene verriegelte Thür, die sich des Abends hinter ihr schloß, am Morgen sich wieder öffnete.

Fräulein Rudensköld hatte ungefähr tausend Thaler Schulden; aber anstatt, wie man ihr rieth, mit ihren

Gläubigern zu accordiren, ließ sie Alles, was sie noch im Palais der Prinzessin Sophie Albertine besaß, verauktioniren, und das Wohlwollen und die Theilnahme der Bevölkerung Stockholms trieb diese Gegenstände bis weit über ihren wirklichen Werth hinaus; selbst einzelne Handschuhe, die ihr gehört hatten, wurden zu enormen Preisen bezahlt. Sogar die Herzogin erbat sich ein Andenken von ihr und erhielt einen Ring mit einem Minervakopf, und als der Herzog sie einmal in Gegenwart des Hofes darüber zur Rede stellen wollte, erklärte sie, denselben stets tragen zu wollen und zwar zur Erinnerung an eine liebe, unglückliche Freundin.

Fräulein Rudenskölds Gefangenschaft dauerte dreiundzwanzig Monate, während welcher sie Niemand als ihre Verwandten besuchen durften. Dies wurde jedoch nicht sehr streng beobachtet, selbst der Adjutant und der Stallmeister des Herzogs besuchten sie und sie empfing unzählige Beweise von der Theilnahme und den freundlichen Gesinnungen, die man im Allgemeinen für sie hegte. So erzählt man, daß ein Droschkenkutscher nicht allein einmal keine Bezahlung von dem Adjutanten Adlersparre nehmen wollte, sondern ihm sogar seine Droschke immer zur freien Disposition stellte, wenn er die Unglückliche besuchen wollte. Die Bäcker, die Kaufleute, die Schlächter, Alle versahen ihre kleine Haushaltung mit den nöthigen Bedürfnissen, und um Weihnachten erhielt sie viele Geschenke mit rührenden, herzlichen Devisen versehen.

Gegen das Ende der erwähnten dreiundzwanzig Monate begann der Herzog ihr durch erneuerte Botschaften die Freiheit anzubieten, nur unter der Bedingung, daß sie ihren Namen nicht wieder annehmen dürfe.

In der Wirklichkeit war es ihr wohl gleichgiltig, ob sie Fräulein Rudensköld oder Magdalene Charlotte Karlstochter genannt wurde, aber sie wollte die Freiheit nicht, wenn sie nicht vollständige Wiedereinsetzung in ihre bürgerlichen Rechte erhielt.

Endlich am 24. Juni überreichte derselbe Edmann, der sie früher im Auftrage Reuterholms besucht hatte, ein Patent des Herzogs, welches eine vollständige Wiedereinsetzung in ihre bürgerlichen Rechte enthielt, neben welcher man ihr zum Ersatz für Alles, was sie an Gehalt und Pension als Hofdame verloren, eine Wohnung auf der Insel Gothland anbot.

Der eigentliche Grund dieses Anerbietens war jedoch, daß man sie von Stockholm fortschaffen und auf Gothland unter eine geschärfte polizeiliche Aufsicht stellen wollte.

Fräulein Rudensköld nahm dieses Patent dankbar auf, wollte sich aber nur nach Gothland begeben, wenn sie unumschränkte Freiheit erhielt, welche ihr auch endlich gegen ihre schriftliche Versicherung, die Insel nur mit allerhöchster Erlaubniß verlassen zu wollen, zugesichert wurde.

Ein Lustschiff des Herzogs führte sie nun nach Gothland, wohin ihr Bruder und ein Arzt sie begleiteten.

Sechs Monate später übernahm König Gustav die Regierung und eine seiner ersten Handlungen war die Rückgabe ihrer vollkommenen unumschränkten Freiheit.

Siebentes Kapitel.

Die Taubenpost.

Als Döring sah, daß er nichts für Fräulein Rudensköld auszurichten vermochte, verließ er sofort wieder Schweden.

In Quedlinburg wurde er mit vielem Wohlwollen von der Prinzessin Sophie Albertine empfangen, um so mehr, weil er ihr über die letzten Stockholmer Ereignisse Bericht erstatten konnte.

Was ihm jedoch vor Allem den Hof der Prinzessin lieb und theuer machte, war Louise Posse's Aufenthalt an demselben. Er sah sie wieder, und zwar jetzt mit der Einwilligung ihres Vaters. Umständlich erzählte Döring seinen Besuch bei dem alten Grafen und dessen Antwort, eine Antwort, die er außerdem noch Louise schriftlich überbrachte. Der Graf hatte jede Forderung auf einen alten aristokratischen Namen aufgegeben, er

wünschte nur einen makellosen, und Niemand zweifelte daran, daß Döring recht bald einen solchen sich erkämpfen werde.

Louise und er lebten in der Hoffnung; nur noch wenige Tage, und Döring sollte Armfelt in Wismar treffen.

Glücklich Diejenigen, die warm und wahr lieben! Louise und Döring waren glücklich.

Auf dem Schlosse, wo die Prinzessin ihre kleine Hofhaltung eingerichtet hatte, befanden sich einige schöne Tauben, die bald Dörings und Louisens Lieblinge wurden. Diese kleinen schönen Thiere waren weiß, mit einem glänzenden blaugrünen Ringe um den Hals. Sie waren von einer ausgezeichneten Race, schnell in ihrem Fluge, klug in ihren Bewegungen, zärtlich und treu in ihrer Liebe.

Louise und Döring hatten sie oft betrachtet und scherzend mit ihnen geplaudert, als hätten die Tauben sie verstehen können.

Jede Taube hatte ihren Namen. Hier girrte Leander vor dem Taubenschlage, hier blähte Alexander sich stolz, daß er dem Darius eine Bohne geraubt, hier putzte Cleopatra sich die Flügel, und dort wurde Antonius von einem Habicht gejagt ...

Die Wächterin wußte auch eine lange Geschichte von jeder Taube zu erzählen, und vor allen Dingen war es in ihrer Chronik aufgezeichnet, daß sie schnelle und

zuverlässige Botschafter waren, und als Belege wußte sie eine große Menge Beispiele zu berichten.

Es war ein schöner Abend. Die Sonne war im Sinken begriffen, es war zwar nicht langer Sommer, aber ein herrlicher Herbst goß milde schwärmerische Gefühle in Louisens und Dörings Herzen.

In diesen Herzen war es Sommer. Bald sollte ihr Schicksal sich entscheiden, und wie viele selige Gefühle hauchte dieser Gedanke ihnen nicht ein... doch auch zu gleicher Zeit wie viele Besorgnisse! Niemand von ihnen wagte davon zu reden, und doch schlich der Kummer sich in ihre Glückseligkeit ein, wie der Tod als ein kalter Wind in einer schönen Abendstunde uns beschleicht. Welche Hoffnung und welche Beunruhigung zu gleicher Zeit! Die Hoffnung zeigte ihnen in dem einen Augenblicke eine Zukunft, wo Glück und Liebe ihnen entgegenlächelte, in dem nächsten kam die Unruhe, die Furcht gleich einer Nacht voll finsterer, unheimlicher Gespenster.

„Wenn ich Dich nur begleiten könnte," flüsterte Louise. „Qual und Unruhe werden mich tödten, ehe Du zurückkehrst."

„Hätte ich nur Flügel... ich würde zu Dir fliegen ..."

„Flügel, ja, Du hast Recht. Weshalb haben wir nicht Flügel? ... Es fällt mir jedoch etwas ein."

„Auch ich habe einen Gedanken ..."

Beide hatten zu gleicher Zeit denselben Gedanken gehabt. —

„Die Tauben!“

„Eine Taubenpost.“

„Ich werde eine Taube von hier mit mir führen, und sobald ich mein Schicksal weiß, sende ich sie zurück.“

„Welch glücklicher Gedanke!“

„Wenige Stunden später werde ich also die Zukunft erkennen, die uns erwartet.“

Louise und Döring blieben während dieses Gesprächs vor einem Blumenbeete stehen. Rosen und Lilien, die rothe Rose der Liebe und die blasse weiße Lilie des Schmerzes schauten sie an.

„Die Lilie ist eine todte Rose, sie ist der Schatten der unglücklichen Liebe.“

„Brechen wir diese beiden Blumen und heben wir sie als eine Erinnerung an diese Stunde auf.“

„Ich nehme zwei Blätter, ein rothes und ein weißes ... Wenn Alles gut endigt, wie ich hoffe, dann werde ich ein rothes Blatt unter den Flügel der Taube binden ... Du wirst es zu deuten wissen, wo nicht ... o mein Gott! dann werde ich die Taube mit dem weißen Blatte absenden.“

„Ich werde sehnend harren ... des weißen Flügels ... mit dem rothen Blatte ... Fühle, Mauritz, wie mein Herz klopft!“

„Muth, Louise, Muth! Kurze Zeit noch, und wir werden einander für immer gehören. Welches Glück, welche Seligkeit!“

„Was die Sonne für die Natur, ist die Liebe für uns ... ohne sie ... wie finster ... mit ihr ... wie hell, wie blühend ist Alles um uns her!“

So sprachen die beiden jungen Herzen, noch reich an Hoffnungen und glücklich in ihren Träumen.

Tags darauf in der Morgendämmerung verließ Döring Quedlinburg, nur von seinem treuen Diener Ehrlich gefolgt, der die schönsten der vielen schönen Tauben bei sich führte, ein prächtiges kleines Thier, glänzend weiß mit starken Flügeln und klugen, verständigen Augen.

Er sprengte unter Louisens Fenster vorüber, aus welchem ein weißes feines Tuch ihm ein freundliches Lebewohl zuwehte.

Wir verließen Baron Armfelt im Begriff, in der Equipage der Mylady Munk Neapel wenigstens auf einige Tage zu verlassen.

In der Gesellschaft der schönen Engländerin rollte er durch die Stadt, dem Palais des österreichischen Gesandten und Santa Catharina vorüber, und schlug den Weg nach einer kleinen Villa, Marocco genannt, ein, auf welcher zwei Freundinnen der Mylady — Mylady Spencer und Mylady Mansbury — wohnten.

Bei dem unvermutheten Besuche wurden diese Freundinnen anfänglich sehr bestürzt, aber Mylady Munk zeigte

ihnen die Instruktionen, die sie höhern Orts erhalten hatte, und man beruhigte sich wieder.

Major Brandström traf gleichfalls daselbst ein, und in seiner Begleitung ging die Reise an demselben Tage weiter über Casa nuova nach Velina, über Monte Sarchia nach einer Villa, die dem Marchese del Vasto gehörte. Ein Schreiben höhern Ortes, welches man dort abgab, verschaffte den Reisenden einen freundlichen Empfang.

Am 16. Februar, ungefähr um acht Uhr des Morgens, lichtete das schwedische Kriegsschiff die Anker und stach wieder unverrichteter Sache in See. Um dieselbe Zeit wurden mehrere der Spione gefänglich eingezogen, mit welchen man Baron Armfelt umgeben hatte, und unter welchen wir hier die Brüder Benedict und Vincent Mori, so wie Pietro Pasquino nennen.

Am 20. kehrte Armfelt wieder nach Neapel zurück, und nie, so schreibt Piranesi, war die Freude in der Hauptstadt Ithaka's, selbst nicht bei Ulysses Wiederkehr nach einer zwanzigjährigen Abwesenheit, größer.

Baron Armfelt verweilte indeß nicht mehr lange in Neapel. Bereits zu Anfange des März verließ er Italien und begab sich nach Deutschland, nach Wien, wo er sich längere Zeit aufhielt.

Eine lange gerichtliche Untersuchung fand indeß mit den gefangenen Spionen in Neapel statt, und man kam vielen, sogar gewaltsamen Intriguen auf die Spur.

Im Anfange des Oktober nöthigten Privatverhältnisse Armfelt, sich auf einige Tage nach Wismar zu begeben.

Hier hatte er eine Zusammenkunft mit Döring festgesetzt.

Um der Aufmerksamkeit der schwedischen Regierung zu entgehen, hatte er einen fremden Namen angenommen und reis'te so einfach und geheim wie möglich.

Vor einem der Thore trafen sich Armfelt und Döring, und begaben sich zu gleicher Zeit in die Stadt.

Gleich innerhalb des Thores trat ihnen ein fremder dicht in seinen Mantel gehüllter Mann entgegen und überreichte in einer höflichen Weise Armfelt einen Brief.

„An mich?“ fragte Armfelt. „Ich kenne hier Niemand.“

„An den Herrn Baron Armfelt Gyllenlöwe!“ antwortete der Ueberbringer.

Armfelt erstaunte. Unter dem letzten Namen suchte er eben sein Incognito zu bewahren, und er hatte Niemand von seiner Ankunft benachrichtigt.

„Von wem?“ frug er, indem er den Brief in Empfang nahm.

„Lesen Sie!“ antwortete der Bote lakonisch.

Armfelt erwartete allerdings unter seinem angenommenen Namen wichtige Briefe auf der Post zu Wismar vorzufinden, aber sonst konnte nur Döring und ein

Courier aus Petersburg, den er hier anzutreffen hoffte, um seine Anwesenheit wissen.

Sowohl Döring, wie der Courier würden ihn, davon war er überzeugt, nicht Preis geben.

Indessen erbrach er den Brief und las zu seiner Verwunderung nur folgende Zeilen:

„Ein alter Feind wünscht Sie zu sehen, ehe er stirbt; er will Ihnen die Hand zur Versöhnung reichen. Ihr Incognito ist ihm heilig. Folgen Sie dem Ueberbringer.“

Armfelt war einen Augenblick lang zweifelhaft, was er thun sollte. Es konnte eine neue Schlinge seiner Feinde sein, die, wie er wußte, in ihrer Verfolgungswuth unermüdlich waren.

„Was meinen Sie, Döring?“ frug er.

Aber Döring hatte die Frage noch nicht beantwortet, als der Ueberbringer, der ihre Zweifel wahrnahm, ihnen ein Zeichen der Freimaurer gab.

„Haben wir Vertrauen zu diesem Zeichen,“ sprach Armfelt. „Folgen wir dem Boten.“

Der fremde Mann ging voran, und langsam folgten Armfelt und Döring in ihrem Wagen.

Bald lenkte er von der Hauptstraße in eine schmale Nebengasse ein, und blieb hier vor der Hinterthür eines Wirthshauses stehen.

Sobald sie aus dem Wagen gestiegen waren, bat sie ihr Führer, ihm weiter zu folgen.

Er stieg einige Treppen hinan und führte sie in ein großes prächtiges Zimmer, in welchem jedoch die Rouleaux herabgelassen waren und dadurch das volle Tageslicht ausschlossen.

„Zu wem führen Sie uns?“

„Reden Sie nicht so laut, Herr Baron. Der, welcher mit Ihnen zu reden wünscht, liegt in den letzten Zügen.“

„Wer ist er?“

„Fragen Sie ihn selbst, ich weiß es nicht.“

„Wer sind Sie denn?“

„Ich bin Arzt ... und indem ich Sie aufsuchte, habe ich nur einen Auftrag ausgeführt, von welchem, so scheint es fast, Leben und Tod meines Patienten abhängig gemacht wird. Er sowohl wie ich, sind Freimaurer.“

„Sie kennen Ihren Patienten nicht, sagten Sie nicht so?“

„Er kam erst gestern Abend hier an, und sprach sogleich seinen Wunsch aus, ungekannt zu bleiben.“

„Treten wir zu ihm ein.“

„Es ist sowohl sein Wunsch, wie auch der meinige.“

Armfelt und Döring näherten sich leise der offenen Thür des zweiten Zimmers.

Im Bette, fast aufrecht sitzend, empfing sie der Leidende, den sie zu ihrer Ueberraschung schon an der Schwelle an dem bleichen Antlitz, jetzt noch hagerer und abgefallener als je vorher, und an dem schwarzen, in

diesem Augenblicke ungekämmten, über die Stirn herabhängenden Haar erkannten.

Es war kein Anderer als Vincent.

An seiner Seite saß Cazal, vor Alter ergraut, und beugte seinen Kopf über den Kranken.

Als Wanja in der Dominikanerkirche den Schleier zurückwarf, wurde Vincent von Gefühlen ergriffen, die er bis jetzt noch nie empfunden hatte.

Sie schien ihm so verklärt, eher eine Heilige, als ein gewöhnliches Weib zu sein, und es war ihm, als trete der Gegenstand der Liebe seines ganzen Lebens ihm jetzt in der Gestalt eines Cherubs des Lichtes entgegen. Er hatte sich an ihr weißes kaltes Antlitz gewöhnt, aber das Leben und die Ruhe, die sich jetzt darin ausprägten, erinnerten ihn plötzlich an die schönsten Tage ihrer Jugend, als er zuerst in Liebe für sie entbrannt war, aber sie verklärten Alles zu einem höhern geistigen Leben. Die Erinnerungen einer entschwundenen Zeit waren bei ihr in einer Vincent noch unbegreiflichen Weise mit etwas Zukünftigem, Himmlischem verwebt. Es war ihm, als senke sich ein milder schöner Abend mit Sternenglanz in sein Herz herab. Er zitterte, und ein tiefes, unaussprechlich schönes Gefühl durchbebte ihn. Seine Seele erweiterte sich und füllte sich mit bis jetzt ungekannten Ahnungen.

Als Wanja den Schleier wieder fallen ließ, verbarg er sein Antlitz in die Hände, als wolle er ihr Bild festhalten ... und stürzte hinaus.

Er hatte zu Cazal gesagt: „Suche mich in der Dominikanerkirche“, jedoch ohne zu wissen, weshalb er es sagte. Eine dunkle Ahnung legte ihm das Wort auf die Lippen, wahrscheinlich, weil seine Gedanken doch immer bei Wanja waren.

Als Vincent zu lange mit seiner Rückkehr zögerte, begab sich Cazal auch nach der Kirche, und er kam zu rechter Zeit, um den erschöpften schwankenden Vincent nach Hause zu führen.

Von diesem Augenblicke an litt es Vincent nicht mehr in seinen Zimmern; er wollte hinaus in die freie wilde Natur.

„Wohin?“ fragte Cazal.

„Nach Monte Vesuvio!“ war seine kurze Antwort.

Er hatte noch nicht in der Nähe die tiefen aufrührerischen Flammen betrachtet, jetzt verlangte er darnach, sein Geist wollte sich in einem Abgrunde spiegeln.

Cazal ordnete Alles für die Reise, und bald befanden sie sich am Ziele.

Einige Jahre früher würde Vincent vielleicht am Rande dieses flammenden Abgrundes auf die Kniee gefallen, er würde von Entzücken und Bewunderung bei'm Anblick dieser mächtigen Elemente in ihrer wilden Raserei erfüllt worden sein, aber jetzt rief ihre unruhige, ge-

waltsame, rastlose Thätigkeit ganz andere Gefühle in ihm hervor, die er stumm in seinem Innern verschloß, als fürchte er sich vor seinen eigenen Gedanken.

„Sage mir, Cazal, wäre es doch eigentlich nicht besser zu sterben, als zu leben?“

„Wie meinen Sie das, gnädiger Herr? Sie blicken so sonderbar in die Tiefe hinab. Lassen Sie uns diesen Ort verlassen.“

Vincent rührte sich nicht von der Stelle. Er streckte nur immer seinen Kopf weiter über den Krater hinaus. Sein Antlitz war blaß und seine Züge wild.

„Um Gottes willen, gnädiger Herr... verlassen wir diesen Ort ... kommen Sie, kommen Sie!“

Vincent strich mit der Hand über die Stirn.

„Im Namen des ewigen Gottes! ja, Du hast Recht Verlassen wir diesen Abgrund.“

Als sie sich wieder am Fuße des Berges befanden, erklärte Vincent, daß er nicht nach Neapel zurückkehren wolle.

„Welch fürchterlicher Abgrund,“ sprach er, „welch entsetzlicher Kampf der Elemente! Führe mich nie mehr dahin, Cazal. Hörst Du, ich will nie mehr in die Tiefe blicken... zeige mir statt dessen eine schöne lachende Landschaft, einen Sonnenaufgang, ein mildes, träumerisches Licht.“

Vincent begann jetzt ein umherirrendes Leben, während welches er einen Sinn für die Natur und ihre

einzelnen Schönheiten entwickelte, den man früher nicht bei ihm bemerkt hatte.

Jeden Morgen in der Frühe begab er sich schweigsam und entschlossen auf seinem Maulesel in die frische Natur hinaus, nur von dem eben so schweigsamen und verschlossenen Cazal begleitet.

Auf diesen Ausflügen näherten sie sich allmählig den calabresischen Gebirgen.

Eines Morgens befanden sie sich wieder auf einem solchen Streifzuge ... die Sonne ging prächtig strahlend über den Bergesgipfeln auf, und das Thal, in welchem Vincent und Cazal standen, glühte in neugeborenem Glanze. Ein kleiner Fluß rollte seine klaren frischen Wellen durch die Wiesen, es war eine Ruhe, ein inniges Behagen über der ganzen Landschaft ausgebreitet.

„Hier will ich sterben," sprach Vincent, nachdem er lange in das Anschauen der Landschaft versunken gewesen war.

Cazal begriff auch jetzt erst die Veranlassung seiner rastlosen Wanderungen ... er suchte einen Ort, an welchem er weilen konnte, um zu sterben.

Aber ein noch schönerer Anblick erwartete Vincent.

Etwas weiter im Thale hinein stand eine Hütte, von Orangen und Cypressen umgeben. Ein kleines hübsches Mädchen spielte vor der Hütte, und in der Thür derselben, die mit Weinlaub umgeben war, knieete ein kalabresischer Bauer vor einem Heiligenbilde.

Dieser Anblick erweckte bei Vincent noch mildere Gefühle.

„Ja, Cazal, hier," flüsterte er, „hier will ich sterben."

Er war im höchsten Grade entzückt von der herrlichen milden Natur, und ein Gefühl von himmlischem Frieden erfüllte sein Herz durch den Anblick des spielenden Kindes und das ruhige leidenschaftslose Gebet der männlichen Gestalt.

Als Vincent sich dem Betenden nahete, erhob sich dieser.

Es war Zamparelli.

Aber Vincent bemerkte es kaum. Sein Blick ruhete schon auf dem Heiligenbilde.

Aber wie schildern, was ihn jetzt durchwogte?

Das Heiligenbild war Wanja, und doch etwas mehr als sie, es war Wanja, mit einer luftigen, strahlenden Glorie um ihr Haupt, mit versöhnender, mildstrahlender Liebe in ihrem Blicke, mit dem schönsten Frieden des Herzens auf ihrer Stirn, mit Segen auf ihren Lippen.

Vincent hatte keine Worte für seine Gedanken. Er dachte auch weniger als er fühlte ... und er eilte an Zamparelli vorüber und sank wie er betend auf die Kniee.

Das Gemälde mit dem Heiligenbilde war dasselbe, welches Louise gemalt hatte. Zamparelli hatte es mit sich genommen, als er zurück in die Berge seiner Heimath ging.

Vincent blieb in diesem Thale, eben so sehr von seiner schönen Natur, wie von dem Gemälde gefesselt. Hier vergaß er allmählig die Erde und ihre Kämpfe, hier begann er das Unendliche der Kraft zu ahnen, welche Wanja verändert und sie so stark gegen alle äußeren Einwirkungen der Welt gemacht hatte. Hier gossen sich die milden Strahlen der Versöhnung über sein Herz aus, Versöhnung mit sich selbst und der Welt. Seine Stirn legte sich in finstere Falten, wenn er auf sein Leben zurückblickte ... aber sie erhellte sich wieder, wenn er vorwärts schaute.

An der Hand der Kunst und Liebe wurde er zum Altar der Religion geführt, und in dem stillen Thale vor der verklärten Gestalt auf Louisens Bild, lernte er Wanja's Seelenstärke bewundern, und erwarb sich selbst einen innern Frieden.

„Ich muß fort von hier," sprach er eines Tages zu Cazal, „ich muß noch einmal den Feind meines Lebens treffen."

„Gnädiger Herr ... was wollen Sie von ihm? Haben Sie ihn noch nicht vergessen?"

„Ich will ihm eine versöhnende Hand reichen, bevor ich sterbe."

Vincent war in diesem Wunsche fest, und bald wurde auch Zamparelli mit einem Briefe abgesandt, durch welchen man den Aufenthaltsort Armfelts zu entdecken hoffte.

Der hohe Rang, den Vincent unter den asiatischen

Brüdern, wie unter den Freimaurern einnahm, machte es ihm leicht, selbst hochgestellte und einflußreiche Personen für seine Pläne in Bewegung zu setzen. Nach kurzer Zeit erhielt er daher alle die Aufklärungen, die er wünschte, und man benachrichtigte ihn zugleich, daß Armfelt eine Reise unter dem Namen Gyllenlöwe machen und sich auf derselben einige Zeit in Wismar aufhalten werde.

Um Armfelt dort zu begegnen, begab sich Vincent sofort auf die Reise.

Es mag übertrieben erscheinen, daß ein kranker Mann sich entschließt, eine Reise von vielleicht zweihundert Meilen nur in der Absicht zu unternehmen, seinen Feind an seine Brust zu drücken, aber so war nun einmal Vincent.

Als Vincent davon benachrichtigt wurde, daß Armfelt sich nähere, richtete er sich in seinem Lager auf. Die Mühseligkeiten der Reise hatten seine letzten Kräfte in Anspruch genommen.

„Ich fühle," sagte er zu Cazal, „daß meine letzte Stunde geschlagen hat."

In diesem Augenblicke traten Armfelt und Döring ein.

Als sie Vincents schwächlichen Zustand bemerkten, näherten sie sich ihm leise und vorsichtig wie einem Patienten, für welchen man Theilnahme hegt.

„Wie habe ich mich gesehnt, Sie wieder zu sehen, Herr Baron, um noch einmal Ihre Hand zu drücken.“

Die Rouleaux waren herabgelassen, und man konnte nicht genau den Ausdruck in Vincents Antlitz unterscheiden, aber seine Stimme war mild und versöhnlich.

„Welch besonderes Glück,“ fuhr Vincent fort, „daß auch Sie zu mir kommen, Döring. Die Hoffnung hatte ich nicht gehegt ...“

Plötzlich zuckte Vincent zusammen und unterbrach seine Rede.

„Gnädiger Herr,“ bemerkte Cazal, „Sie befinden sich unwohl, Sie sind aufgeregt ...“

„Nein, nein, Cazal ... aber horch! man hämmert so heftig draußen ... ich ängstige mich ...“

Vincents Bemerkung war ganz richtig. Während er sprach, begann man vor seinem Fenster immer heftiger zu hämmern und zu klopfen.

„Vielleicht wäre es möglich, daß die Leute dieses Hämmern einstellten,“ nahm Armfelt das Wort. „Sie bedürfen der Ruhe.“

„Ach nein, laßt sie hämmern. Das geht uns nichts an, und sie werden wohl bald aufhören.“

Aber das Hämmern und Klopfen fuhr fort.

„Was ich sagen wollte ... haben Sie meine Papiere gelesen?“

„Seitdem wir uns trennten,“ antwortete Döring,

habe ich Baron Armfelt nicht gesehen, erst heute treffe ich ihn wieder."

„Nicht? o mein Gott, ich danke Dir, daß ich anwesend sein kann ... öffnen Sie die Brieftasche und nehmen Sie die Papiere hervor ... ich fühle, daß ich nur noch wenige Augenblicke übrig habe, wir müssen sie benutzen."

Die Brieftasche wurde geöffnet und die Papiere herausgenommen. Man trug Döring auf, sie vorzulesen.

Dörings Herz klopfte heftig. Der Augenblick war da, in welchem der Schleier, der bis jetzt über seiner Geburt geruht hatte, endlich einmal fallen sollte. Seine Stimme zitterte, sie versagte ihm Anfangs ihren Dienst. Dieser Augenblick schien ihm der wichtigste seines Lebens.

Tausende von Gedanken kreuzten sich in seiner Seele und Louisens Bild tauchte unter denselben wie ein Stern unter dunkeln Wolken hervor.

Er las.

Die Papiere malten mit starken Farben die Liebe einer nicht namhaft gemachten Person zu seiner Ehegattin. Endlich eine von dieser begangene Untreue und die darauf folgende Scheidung. Darauf wurden die Hoffnungen der jungen geschiedenen Gattin auf die Ehe mit ihrem neuen Geliebten beschrieben, den sie eher wie einen Gott, als wie einen gewöhnlichen Menschen anbetete, und ferner das Ereigniß in der Kirche, wo sie vergebens des

Gatten geharrt, dem sie schon mit ihrem ganzen Wesen angehörte.

Noch war kein Name genannt.

Als Döring so weit gelesen hatte, erhob sich Armfelt.

Durch eine Bewegung mit der Hand gebot er Schweigen.

„Was Sie dort gelesen haben, Döring," sprach er, „ist die Wahrheit. Ich kenne das Ereigniß. Ich kenne auch Denjenigen, der hier wie ein Treuloser dargestellt ist, aber ich bin berechtigt, ihn zu vertheidigen. Auch er war glücklich ... weil er liebte. In seinen Träumen von Glück näherte sich auch seinem Herzen der Hochzeitstag als ein außerordentliches Freudenfest, bestieg auch er den Wagen, um sich zur Kirche zu begeben, um seine Braut und Gattin dort zu empfangen ... aber im Uebermaß seines Glückes beachtete er nicht den Weg, den der Wagen einschlug ... und als er sich endlich umsah, war er weit von der Stadt entfernt. Ein einflußreicher, mächtiger Freund, der gegen die Partie war, hatte in'sgeheim den Kutscher bestochen, und dieser ihn entführt. Als er es bemerkte, that er Alles, was in seiner Macht stand, um zurückzukehren ... doch gleichviel, ich weiß, daß er sich schon längst erklärt und vollkommen befriedigend erklärt hat. Viele Jahre später sah er die Unglückliche wieder, aber nur auf einen Augenblick. Er liebte damals eine Andere und war schon verheirathet. Sie war aber durch Jahre und durch Kummer dermaßen verändert, daß sein

Herz bei ihrem Anblick zu schlagen aufhörte. Klagen Sie deshalb die Umstände, aber nicht sein Herz an. Selbst in seiner Liebe ist der Mann kein Gott, sondern nur ein Mensch. Fahren Sie fort, Döring."

Die Papiere schilderten ferner, wie der geschiedene Gatte der unglücklichen Frau diese noch immer liebte, und ihre Ehre zu retten suchte .... als sie einen Sohn gebar, wie dieser Sohn einem hochgestellten Freimaurer übergeben wurde, um nach Schweden geführt und dort erzogen zu werden, wie dieser Freimaurer unvermuthet und plötzlich starb, ohne sich seines Auftrags vollständig entledigt zu haben, und wie es viele Jahre hindurch ein tiefes Geheimniß blieb, wohin das Kind gekommen sei. Die Nachforschungen nach dem Kinde wurden indessen unablässig fortgesetzt, aber es glückte erst bei einem Besuche in Stockholm, durch die geheimen Hilfsquellen des Freimaurerordens und der asiatischen Brüder einiger Papiere habhaft zu werden, die sich im Besitz eines geborenen Finnländers, Namens Ek von Rengstaholm, befanden, und durch welche man endlich dem verschwundenen Kinde auf die Spur kam.

Ein alter schwedischer Seemann hatte auf einer Reise in Deutschland den Knaben empfangen, aber nur einige mysteriöse unvollständige Aufklärungen in Bezug auf dessen Geburt erhalten. Diese veranlaßten ihn indessen, diese Geburt als ein Geheimniß der höchsten Freimaurerei zu betrachten, weshalb er endlich, als er

nach vielen Jahren keine Nachrichten mehr von der Person bekam, die ihm den Knaben übergeben hatte, sich entschloß, sich an Gustav den Dritten zu wenden, und zu diesem Zwecke dem Ek von Rengstaholm einen Brief mit wichtigen Papieren zur Ueberbringung anvertraute.

In dem alten Seemann erkannte Döring seinen Pflegevater, und der Leser kennt bereits das Schicksal der Papiere.

Endlich war mit treuen Farben eine Zusammenkunft zwischen Mutter und Sohn in Stockholm gemalt, bei welcher jedoch der Letztere nicht geahnt habe, daß er seiner Mutter gegenüber stand.

Döring las ... er nahm sich kaum Zeit, Athem zu schöpfen, es war ihm, als glühten die Buchstaben in flammender Schrift. Vergebens suchte er jedoch einen Namen, an welchen er sich in Ruhe festhalten konnte .... es schwindelte ihm fast.

Zwar wußte er, daß die Papiere nur ihn betrafen, aber bis jetzt hatte er vergebens seinen Namen gesucht. Diese lange Schrift war eine glühende Sahara, in welcher er vergebens nach einer kühlenden Oase blickte. Allerdings stiegen verchiedene Ahnungen in seiner Seele auf, aber diese vermehrten nur seine Qual. Es schien ihm, als tanzte unablässig Seite für Seite ein Irrlicht ihm voran, das jedesmal, wenn er es zu erhaschen glaubte, plötzlich verschwand. Wie viele Namen sind nicht auch Irrlichter!

Er schwieg einen Augenblick, während sein Blick weiter eilte, um in dem Papier das zu suchen, wonach er so sehnsüchtig verlangte.

„Fahren Sie fort," bat Vincent, „unterbrechen Sie sich nicht ..."

Aber in diesem Augenblicke nahmen die Hammerschläge vor dem Fenster dermaßen an Kraft und Schnelligkeit zu, daß jeder der Anwesenden unwillkürlich aufhorchte.

Cazal trat an's Fenster und blickte hinter einem der Rouleaux hinaus.

Ein Ausruf des Entsetzens entschlüpfte unwillkürlich seinen Lippen, und als er den Kopf wieder zurückzog, war sein Antlitz leichenblaß.

„Was bedeutet dieses entsetzliche Klopfen?" frug Armfelt.

„Nichts, Herr Baron, gar nichts."

Cazals Antlitz zeugte jedoch gegen seine Worte.

Armfelt erhob sich, um selbst zu sehen, was wohl einen solchen Eindruck auf den alten Diener hervorgebracht habe, aber dieser trat ihm kühn entgegen, als wolle er ihn vom Fenster zurückhalten.

„Ich bitte Sie, Herr Baron, blicken Sie nicht hinaus. Sie ..."

Cazals Handlungsweise steigerte nur Armfelts Erstaunen, aber eine von tiefem Schmerz zeugende Regung lenkte seine Aufmerksamkeit wieder auf Vincent.

Cazal rührte sich indessen nicht von der Stelle. Er schien fest entschlossen, Armfelt den Zutritt zum Fenster zu versperren.

In diesem Augenblicke hörte man Pferdegetrappel, und ein Reiter frug unter dem Fenster, ob nicht Baron Gyllenlöwe sich im Hause befinde.

Armfelt fuhr, als er seinen Namen hörte, zusammen und wollte auf's Neue an's Fenster treten, doch verhinderte ihn Cazal abermals daran. Es war Armfelt unmöglich, sich diese sonderbare Hartnäckigkeit zu erklären; als aber die Thür jetzt aufging und ein russischer Courier sich auf der Schwelle zeigte, vergaß er bald Cazals seltsames Benehmen.

Es war der russische Courier, den er erwartete, und der ihn hier aufsuchte.

„Sie suchen mich," sprach Armfelt und trat ihm entgegen. „Ich bin Baron Gyllenlöwe."

„Welches Glück, daß ich Sie so schnell fand, Herr Baron. Ich habe einen wichtigen Brief von Sr. Excellenz dem Grafen Stackelberg für Sie."

Die Ankunft des Couriers unterbrach das Weiterlesen der Papiere.

Erschöpft von der Abspannung, welche der Inhalt der Papiere in ihm hervorgerufen hatte, sank Vincent in die Kissen zurück.

Döring beugte sich mit einem starren Blicke über die Schriften; er schien zu forschen, und doch bewegte

sich sein Auge nicht. Seine unruhigen Gedanken flogen weit dahin, und in seiner Phantasie lächelte ihm Louise entgegen, aber blaß wie die Lilie.

Armfelt las den Brief und sein Gesicht wechselte mehr denn einmal Ausdruck und Farbe.

„Nie!“ rief er endlich aus, „nimmermehr!“

Die Heftigkeit, womit er sprach, zog auf's Neue die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich.

Der Courier. welcher unbeweglich an der Thür stehen geblieben war, wandte seinen Blick nicht von Armfelt ab. Dieser las den Brief von Neuem durch, aber seine Brust hob sich, seine Stirn glänzte und seine Augen flammten. Er unterbrach wieder mit einer stolzen Bewegung das Lesen des Briefes, indem er sagte:

„Ein Verräther gegen mein Vaterland, unmöglich! ... Alter redlicher Stackelberg, Du kennst mich nicht! auch Du verkennst mich. Du sprichst für Rußland ... Du bist ein Russe ... aber ich muß als Schwede handeln.“

„Wozu entschließen Sie sich, Herr Baron?“ fiel der Courier ein. „Wenn Sie die Nachschrift des Briefes lesen, werden Sie finden, daß ich den Auftrag habe, Ihre Antwort zu empfangen.“

„Ich werde schreiben ...“

„Ich habe den Auftrag. Ihre Erklärung mündlich zu überbringen. Sehen Sie hier meine Vollmacht.“

„Dann haben Sie bereits meine Antwort gehört.“

„Ueberlegen Sie, Herr Baron ...“

„Ueberlegen wäre schon ein halber Verrath... Nein, nein ... ich würde mich wohl an die Spitze einer Revolution stellen ... aber von Verrath ... nimmermehr!"

„Aber Ihre eigene Regierung hat Sie deshalb zum Tode verurtheilt."

„Das mag sein. Aber wenn sie auch Alles thut, um mich zum Verrath zu zwingen, es soll ihr doch nicht gelingen. Gott wird einst, wenn ich längst gestorben sein werde, zwischen mir und meinen Feinden richten!"

Eine warme Vaterlandsliebe sprach in diesem Augenblicke aus der ganzen Haltung Armfelts. Er schien größer, schöner und männlicher zu werden, wie sonst. Das Unglück hatte ihn nicht zu Boden geschmettert, sondern weit eher veredelt. Wenn auch heftige Leidenschaften sein Inneres durchtobten, sie waren durch die Vaterlandsliebe gesänftigt.

„Rußland bietet mir eine Armee an," fuhr Armfelt fort, „wenn ich mich an ihre Spitze stellen will und einen Einfall in Finnland machen."

„Rußland bietet Ihnen eine Armee an, weil es von Ihren großen Eigenschaften, von Ihrem Glücke überzeugt ist, und weil Ihr Vaterland Sie tief gekränkt und ungerecht gegen Sie verfahren hat."

„Ich verstehe. Man glaubt, ich wünsche mich zu rächen, und ich will mich rächen, aber nicht in solcher Weise. Ich würde mich an die Spitze einer Partei

innerhalb Schwedens, aber nicht an die einer feindlichen Armee stellen können."

Vincent erhob seinen Kopf und faltete erfreut seine Hände. Er dachte an sein eigenes Vaterland ... an Polen und an die Kämpfe, die er dort gekämpft hatte.

Dörings Antlitz strahlte von Befriedigung. Dieselbe warme Bewunderung, die er im ersten Augenblicke seiner Bekanntschaft mit Armfelt vor diesem gehegt hatte, erfüllte ihn wieder, und von diesem Gefühle geleitet, erhob er sich, um ihn zu betrachten.

„Rußland schätzt Ihre Person so gut, wie eine ganze Armee ..."

„Ich schätze jedoch meine Ehre höher, als die ganze russische Streitmacht. Nachdem man mir Alles geraubt hat, bleibt mir nur die Ehre zurück. Aristides war stolzer auf seine Armuth, als Kallas auf seinen Reichthum."

„Großer Reichthum, Ehre und eine glänzende Zukunft erwartet Sie an der Spitze unserer Armeen."

„Aber auch die Verachtung meines Vaterlandes."

„Sie beabsichtigen von hier nach Rußland zu gehen?"

„Ja, das ist meine Absicht."

„Petersburg öffnet sich Ihnen, aber nur, wenn Sie als General einer unserer marschfertigen Armeen kommen, sonst ..."

„Sonst ...?"

„Ueberbringe ich Ihnen ein Verbannungsdekret nach Kaluga."

„Ah!"

„Sie überlegen vielleicht noch ..."

„Nein. Ich danke Ihnen für diese Verbannung. Sie wird in Zukunft ein Beweis meiner Vaterlandsliebe sein."

Der Courier blickte ihn erstaunt an.

Vincents Blick flammte noch einmal. Armfelts Worte waren gleichsam ein Echo seiner eigenen Gefühle. Auch er hatte niemals sein Vaterland verrathen können.

Döring ergriff unwillkürlich Armfelts Hand und drückte sie voll Sympathie für das Ritterliche seiner Handlungsweise an sein Herz.

„Sie kennen vielleicht noch nicht, Herr Baron," fiel der Courier wieder ein, „die ganze entsetzliche Größe der schwedischen Regierung, wissen vielleicht noch nicht, was in diesem Augenblicke ... Sehen Sie selbst ... und dann ..."

Der Courier wollte an's Fenster treten, aber Cazal stellte sich ihm entgegen.

„Was wollen Sie?" frug Cazal.

„Zurück ..."

„Nein."

Vincent bemerkte mit inniger Freude, daß Döring Armfelts Hand drückte. Er lächelte befriedigt. Der Augenblick war jetzt da.

„Baron Armfelt,“ sprach er, „und Döring ... kommen Sie näher zu mir heran ... ich will Ihnen etwas sagen.“

Beide näherten sich seinem Lager. Schweigend betrachteten sie den Sterbenden.

„Sie haben einmal,“ sprach er endlich zu Döring, „Ihre Mutter gesehen.“

„Ja, ja!“

„Hier übergebe ich Ihnen in ihrem Namen einige Papiere, die Ihre Geburt bestätigen und in welchen sie Ihnen ihr disponibles Vermögen verschreibt.“

Döring war so tief von dem Gespräch zwischen Armfelt und dem Courier ergriffen gewesen, daß er eine Weile das, was ihn selbst so sehr betraf, vergessen hatte. Vincents Worte erweckten wieder sein ganzes Interesse dafür.

„Sie reden nicht von meinem Vater ... o sagen Sie mir, wer war mein Vater.“

„Hören Sie erst, wer ihn verfolgt ... gehaßt ... verflucht hat ...“

Vincent strich mit der Hand über die Stirn, als wollte er die düstern Wolken verscheuchen, welche sie umlagerten.

„Ich war es,“ fügte er darauf kurz und klanglos hinzu ... „ich war es.“

„Und mein Vater?“

„Dort steht Ihr Vater.“

Und er deutete auf Armfelt.

Es hatte Armfelt geahnt. Er breitete seine Arme gegen Döring aus. Döring wollte an seine Brust sinken, aber er blieb unbeweglich stehen. Sein Gefühl übermannte ihn.

Vincent verstand seine Regung.

„Einen Handschlag der Versöhnung, Baron," sprach er zu Armfelt; „ich habe Sie gehaßt, ich habe Sie verfolgt ... Verzeihung."

Armfelts Hand ruhte in der Vincents, und Döring sank an Armfelts Schulter.

Seine Gedanken waren nur von einer einzigen Vorstellung erfüllt: er hatte einen Vater, in diesem Augenblicke dachte er selbst an Louisen nicht.

„Mein Tag ist stürmisch gewesen," fuhr Vincent fort, „sein Abend ist schön und voll Frieden. Cazal!" rief er, „ziehe die Rouleaux in die Höhe, damit ich noch einmal die Sonne sehe."

Cazal blieb aber unbeweglich.

„Hörst Du, Cazal ... ich will die Sonne sehen ... die Sonne."

Die Ereignisse der letzten Stunde hatten ihn sehr erschöpft.

„Die Sonne ..."

„Ziehe das Rouleau auf," befahl der Courier gleichfalls.

Cazal mußte zuletzt, wenn auch mit Widerstreben, gehorchen.

„Vergleichen Sie, Herr Baron," sprach der Courier zu Armfelt, „das Anerbieten Rußlands und die Art und Weise, in welcher die schwedische Regierung Sie behandelt."

„Wie herrlich und klar, wie warm und mild!" rief Vincent, und sein Antlitz war fast verklärt.

„Wie entsetzlich! wie grausam!" sprachen die Uebrigen, und ein bitteres Gefühl sprach aus ihren Mienen.

Vincent betrachtete die Sonne.

Die Uebrigen betrachteten eine Tafel, welche die Diener des Gerichts soeben an einem Pfahle vor dem Fenster aufgerichtet hatten.

In der strahlenden Sonne las Vincent eine Verheißung des Friedens.

„Gustav Mauritz," lasen die Uebrigen mit großen Buchstaben auf die Tafel geschrieben, „Verräther gegen sein Vaterland, vogelfrei im Reiche Schweden und den der schwedischen Krone angehörigen Ländern."

Das Urtheil über Armfelt war vollstreckt.

„Welche schöne Stunde!" flüsterte Vincent.

„Welch herber Schlag des Geschicks!" dachten die Andern.

Armfelt war tief und schmerzlich ergriffen, Döring fühlte sich vernichtet.

Aber in diesem Augenblicke dachte er nur an Louisen

... er erinnerte sich nicht einmal mehr, daß ihm ein Vater gegeben war.

„Arme Louise!“ seufzte er.

„Sie schweigen, Herr Baron!“ fiel der Courier ein. „Aendern Sie Ihren Entschluß jetzt nicht und folgen mir nach Pertersburg?“

Diese Frage zog die Aufmerksamkeit Aller wieder auf Armfelt.

Dieser warf einen scharfen Blick auf den Courier, aber er schwieg noch.

„Sie folgen mir ...“

Armfelt erhob wieder sein stolzes Haupt und seine Augen glänzten.

„Allerdings!“ antwortete er nach einer Pause; „allerdings folge ich Ihnen, aber nicht nach Petersburg, ... sondern nach Kaluga.“

Diese Antwort rief selbst Döring aus seinen schmerzlichen Betrachtungen.

„Eine Wolke verdeckt die Sonne!“ bemerkte Vincent. „Wenn sie verschwindet ... dann ...“

„Dann ...“ dachte auch Döring.

„Dann fliegt mein Geist von hinnen.“

„Dann fliegt auch meine weiße Taube von hier,“ dachte Döring, „und zwar mit einem Lilienblatte unter ihrem Flügel.“

Die Wolke verschwand und die Sonne strahlte wieder klar und hell, aber Armfelt, Vincent und Döring

sprachen nicht. Armfelt dachte an das entsetzliche Geschick, das ihn betroffen, Vincents Geist schwang sich in das Land des Lichts und des Friedens, und Döring blickte schmerzlich bewegt der weißen Taube nach, die in dieser Stunde aus seinem Gesichtskreise entschwand.

Cazal kniete am Lager des todten Vincent nieder.

Armfelt blickte wieder auf, als der Courier sich der Thür näherte.

„Wohin?“ frug er ihn.

„Nach Kaluga.“

„Kaluga,“ wiederholte Armfelt; „und Du, mein Sohn? — wohin?“

„Nach … nach …“

Er wußte nicht, was er antworten sollte.

„Komm an mein Herz.“

„Hier …“

Und Döring stürzte in die Arme seines Vaters.

Wir fühlen uns gedrungen, dem mit der schwedischen Geschichte unbekannten Leser am Schlusse noch folgende Aufklärungen mitzutheilen.

Sämmtliche von dem Herzog-Regenten der Verschwörung gegen die Vormundschaftsregierung Angeklagte und Verurtheilte wurden von Gustav IV. Adolph wieder in den vollständigen Besitz ihrer bürgerlichen Rechte eingesetzt, unter diesen auch Ehrenström, dem der Herzog schon das Leben geschenkt hatte. Armfelt wurde ebenfalls zurückberufen und ging später als Gesandter nach Wien.

Aminoff trat gleichfalls wieder in den Staatsdienst ein und starb, zweiundachtzig Jahre alt, auf einem ihm gehörigen Gute in Finnland. Er bewahrte immer als eine heilige Reliquie die Maske, welche Gustav der Dritte trug, als der Ankarströmsche Schuß ihn traf.

Als Fräulein Rudensköld Gothland verließ, begab sie sich nach der Schweiz. Hier befreundete sie sich mit der Frau von Staël-Holstein. Nach Schweden wieder zurückgekehrt, führte der Dichter Leopold sie noch einmal mit Armfelt zusammen. Sie starb in Stockholm im Jahre 1824.

Als die Vormundschaftsregierung ihr Ende erreicht hatte, verließ Reuterholm Schweden und irrte unter dem angenommenen Freimaurer- oder Illuminaten-Namen Tempelkreuz in Europa umher. Endlich ließ er sich auf einem Gute im Herzogthum Holstein bei einem alten Fräulein von Düring nieder. Als die schwedische Armee im Jahre **1815** eine Bewegung gegen Holstein machte, erschrak er so heftig, daß er, vom Schlagfluß getroffen, plötzlich starb.

Fräulein Louise Posse blieb unvermählt.

Als Forster die Festung verließ, kehrte er zu seiner Marie zurück. Alm hörte nie auf, das Glück zu suchen, aber er lief ihm nunmehr auf hölzernen Beinen nach.

Was Döring betrifft, so würden seine Schicksale den Stoff für einen Roman liefern können.

Ende des sechsten und letzten Theils.